Erzählungen

für

meine Söhne.

Von

J. S. Ebersberg.

VI. Bändchen.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erzhlungenfrmein61eber

Erzählungen

für meine Söhne.

Ausgewählte Sammlung

der

moralischen Geschichten und Novellen

von

J. S. Ebersberg.

In acht Bändchen.

Sechstes Bändchen.

Wien, 1835.

Auf Kosten des Verfassers

gedruckt bei J. P. Sollinger.

RBR
Jantz
#1035
Bdch n. 6

Auf ungerechtem Gute lastet Fluch.

Wenn es meine Geschäfte erlauben und ich mir ein recht großes Fest bereiten will, so mache ich aus der schwülen Stadt einen Ausflug in die entferntesten Vorstädte. Dort treffe ich so ganz verschiedene Sitten und finde so manchen Stoff zur Belehrung und Aufheiterung, daß ich nie ohne reichliche Ausbeute von solcher Wanderung zurückkehre.

Im verflossenen Herbste war ich an einem Sonntage bis an den äußersten Punct der Linie, wie man die Gränze zwischen den Vorstädten und dem eigentlichen Lande zu nennen pflegt, vorgedrungen. Dieses Mal aber hatte ich mit meinem Erheiterungsgange zugleich ein kleines Geschäft verbunden. Ich wollte nämlich einen Handwerker, bei dem ich eine Arbeit zu bestellen dachte, und dessen Wohnung mir in dieser Gegend bezeichnet worden, aufsuchen. Schon war ich fruchtlos bis zu dem äußersten Häuschen gekommen, dessen ärmliches Ansehen gar wunderlich von den Palästen, an denen ich vor einer Stunde kalt vorübergegangen war, abstach. Ich bücke mich, um in das niedere Hausthor zu schlüpfen und öffne die erste Thür, die ich in dem finstern Gange, an welchem große Tropfen schmutziger Dämpfe hingen,

gewahre. Gott, welch ein Anblick! Schon wollte ich die halbgeöffnete Thür wieder schließen, so sehr war ich darüber erschrocken. Was Wunder! ich hatte kurz vorher bei einem der reichsten Männer der Stadt, in einem Saale, der von Gold und Silber strotzte und dessen Umgebung ein treffendes Bild des schwelgenden Ueberflusses gab, auf Gehör wartend, geweilt; und jetzt stehe ich in einem dumpfen Loche, dessen schwarze Wände vom Wasser triefen. Mein Fuß ist in eine Grube des morschen Fußboden gesunken, der bei jedem Tritte wie dünnes Eis niederbrach; ach, und auf einem Bündel faulen Strohes liegt mit wenigen ekelhaften Lappen zugedeckt, ein ächzender Greis, welcher mit dem Tode zu ringen scheint. Mich friert es kalt bis an die Brust — ich will mich, ohne eine Frage auszusprechen, zurückziehen, aber der kranke Mann wimmert ein klägliches: „Wer da?" Da drängt es sich — weil man dieß in meinem Lande, von Unbekannten Einlaß begehrend, zu sagen gewohnt ist — unwillkürlich aus meiner Brust: „Ein guter Freund." — Nun aber, da ich diese Worte gesprochen habe, so muß ich sie auch bewähren. Wie könnte ein Freund den leidenden Bruder in solcher Lage ungetröstet verlassen!

Ich überwand deßhalb meinen leicht verzeihlichen Ekel, stand still und nahm alle meine Kräfte zusammen, um bis an das klägliche Lager zu treten. „Haben Sie Mitleid mit mir — o nur Einen Tropfen Wasser!" ruft der Greis und weiset mit einer ausgezehrten Hand und halb gebrochenen

Augen nach einem Gefäße, das auf einem Stuhle bei einigen Krumen versteinerten Brotes lag. Der Ton dieser Bitte hatte mich wundersam ergriffen. Ach, wie viel lag nicht in diesen wenigen Worten. Ich frage nicht weiter, greife nach dem Gefäße, stürze zur Thür hinaus. Dem Häuschen gegenüber liegt eine Weinschenke, wo eben bei lärmender Musik und dem Jubel lustiger Leute getanzt wurde. Ich stürze hinüber, lasse das Geschirr mit Wein füllen, und fliege, halb meiner Sinne beraubt, von der Menge glücklicher Menschen zu einem einzigen jammernden Bruder. Gierig greift er nach dem Gefäße, er merkt, daß Wein darin ist. Mit einem unaussprechlich rührenden Blick sieht er dankend nach mir, faßt meine Hand, drückt sie in der seinigen, und spricht: „Gott segne Sie, und was mir an Leiden zugetheilt worden, das gebe er Ihnen an erhebenden Freuden!“ — „„Seid Ihr denn so ganz allein, armer Mann?““ spreche ich, und eine Thräne des heißen Mitleids rollt von meiner Wange, „„habt Ihr denn keine Frau?““

Der Kranke. Ja, aber sie ist von mir geschieden.

Ich. Habt Ihr denn keine Kinder, die Euch lieben und pflegen?

Der Kranke. Ich hatte sie wohl; aber sie haben mich nie geliebt.

Ich. Unglückseliger! und keinen Freund und keine theilnehmende Seele auf der ganzen weiten Erde.

Der Kranke. Niemand, den meine Leiden

rühren; niemand, der sie lindern möchte. — Fast acht Tage schmachte ich hier. Mein Bettlerbrot ist aufgezehrt, das faule Trinkwasser versiegt.

Ich. Gott, ist es möglich! sind das Menschen? gibt es eine Gerechtigkeit?

Der Kranke. Urtheilen Sie nicht vorschnell. Meine Leiden, so groß sie auch sind, waren verdient. Sie sind noch jung. Nehmen Sie diese Lehre von einem sterbenden Unglücklichen an und bleiben Sie ihrer eingedenk, so lange Sie leben! Junger Mann! weisen Sie stets jede Versuchung, sich Geld ungerechter Weise zu erwerben, zurück. Auf ungerechtem Gute lastet des Himmels Fluch, und jeder gestohlene Groschen wird zur feurigen Geißel des Teufels, die Sie durch alle erdenklichen Qualen des Lebens peitscht. Sehen Sie mich, zerrissen von äußern und innern Schmerzen, zagend vor dem Leben und bebend vor dem Tode — verlassen, geflohen von Allen. Die schreckliche Wahrheit hat sich an mir gräßlich bewährt! So rief er, faltete dann seine Hände; er schien nach Fassung zu ringen, und nachdem er schwer Athem geschöpft hatte, fuhr er leise und oft in der Rede gehemmt, so zu erzählen fort:

„Ich versah schon in den früheren Jahren meines Lebens den einträglichen Posten eines Cassiers in einem der ersten Wechselhäuser der Residenz. Im Besitze des unbeschränkten Vertrauens meines Prinzipals, gebrach es mir nicht an Gelegenheit, mich

zu bereichern. Unglücklicherweise ging das Haus, dem ich diente, mit raschen Schritten seinem Sturze entgegen. In der Verwirrung, in welcher sich die Angelegenheiten desselben befanden, fand ich die hinreichende Quelle, auf unerlaubte Art immer reicher zu werden. Mein unglücklicher Herr fiel, und ich erhob mich auf den Trümmern seines Vermögens. Ich war unverschämt und unmenschlich genug, ihm jede Art von Unterstützung zu versagen; er starb im Kummer und Elend, während ich, mit seinem Gelde Wucher treibend, auf Pfänder lieh, durch unmenschliche Zinsen den Wohlstand von mehr als hundert Familien untergrub. Mein Mammon wuchs, aber mit ihm stieg auch die Begierde, reicher zu werden, bis zur Raserei."

„Ich heirathete bloß nach Geld. Wie konnte ich da von einem entarteten Weibe Liebe erwarten? Das Haus, welches wir machten, war eines der glänzendsten; aber in unserm Innern bildeten schon damals die zerrüttenden Leidenschaften, welche in uns wogten, keinen Abstand von den Qualen, welchen ich jetzt unterliege. Der Wohlstand, in den ich mich auf eine unrechtliche Weise versetzt hatte, schien in seinem schnellen Wachsthume mehr eine Gabe der Hölle, als eine Gunst des Himmels zu sein. Er thürmte sich bis zu einem gewissen Puncte fortwährend auf, ließ mich aber dennoch eine jammervolle Stufe von Qualen durchwandern, welche die ärmsten Menschen nicht kennen; Qualen, welche viel schrecklicher drücken, als Noth und Entbehrung.

Ich hatte einen Sohn und eine Tochter erzeugt. Diese verdarb meine Frau, jenen vernachlässigte ich. Beide konnten dem Ziele, welchem wir sie entgegen führten, bei solcher Erziehung nicht mehr entgehen. — Mit einem Schlage änderte sich diese Scene. Das zusammengeraffte Vermögen schwand wie verzaubert; ein Verlust folgte dem andern im raschen Wechsel der Dinge. Ich gab mich dem Börse- und Kartenspiel mit voller Leidenschaft hin, um diese Lücken zu ersetzen; aber nun stürzte erst das verwünschte Gebäude meines scheinbaren Glückes völlig zusammen. Ich hatte bald weniger als nichts, und Niemand in der Welt beklagte oder bedauerte mich."

„Gott, welch' eine neue Schule öffnete sich nun für mich! Meine Frau trug, sobald sie die Verwirrung meiner Angelegenheiten merkte, auf gerichtliche Trennung an. Ihre Einsprüche wurden geltend gemacht. Sie war die Erste, welche die Reste meiner Habe mit Pfändung belegte; sie ließ mir das Bett unter dem Leibe verkaufen. Mein unglücklicher Sohn hatte schon früher eine Fähnrichsstelle erhalten; wurde aber um unwürdiger Handlungen willen zum Gemeinen degradirt — er ließ sich später zwei Mal zur Desertion verleiten — man hat ihn vor den Mauern dieser Stadt, Andern zum warnenden Beispiel, vom Leben zum Tode gebracht. — Meine Tochter starb in dem Krankenhause an den entsetzlichen Folgen eines lasterhaften Lebenswandels, dessen Andenken mir das Herz zerreißt."

„Was aus mir geworden, sehen sie nun. Schreck-

lich ist meine äußere Lage, aber weit schrecklicher ist die Qual meines Gewissens. Nur in meinen Leiden finde ich Trost; denn darin büße ich meine Vergehungen. Nichts ist mir nun noch wünschenswerth, als der Tod und meiner Sünden Vergebung!"

Mit diesen Worten drückt er abermals fest und krampfhaft meine Hand. Das Reden hat ihn sehr erschöpft. Er holt tief Athem. „O spiegeln Sie sich an meinem Jammer," fuhr er fort, „o streben Sie nur auf gerechten Wegen nach äußerem Glücke! Keiner, Keiner erringt es auf anderen Bahnen! — Allen verzeihe ich; meinem Weibe, das mich verlassen; meinen Kindern, die mich an den Rand des Grabes gebracht; Allen jenen, die mir fluchen — Allen verzeihe ich von Herzen, wenn sie mir nur auch in diesem oder in dem andern Leben verzeihen!" So spricht er, aber es war die letzte Anstrengung, welche er seiner erlöschenden Kraft abgewann. Seine Augen werden starr, er lallt nur unverständige Laute mehr. Die Hände falten sich, als wollte er beten.

Ich stürze, an allen Gliedern zitternd, fort nach einem Arzte. Erst nach halbstündigem Suchen habe ich einen gefunden. Ich eile mit ihm zu dem Unglücklichen. Wir treten ein — kein Aechzen tönt uns entgegen, der Kranke lallt auch nicht mehr. Ich trete an sein morsches Strohlager hin. Er liegt zusammengekrümmt, die Augen geschlossen, die bleichen Haare gesträubt. „Er ist todt!" rief ich erschüttert und der Arzt bejahte es ernst.

Da sank ich nieder bei dem Verblichenen, betete für das ewige Heil seiner Seele und schwur einen heiligen, unverbrüchlichen Eid: „Lieber zu sterben, als nach ungerechtem Gute zu trachten; die Armuth weniger, als ein schwer belastetes Gewissen zu scheuen, und die Ruhe meiner Seele höher zu achten, als den blendenden Reiz des Goldes, an welchem die Thräne Unterdrückter und der Fluch Betrogener klebt.

Und ich baue auf Gott.

Bei dem letzten Brande in dem Dörfchen Römerstadt hatten nebst Vielen auch Gottlieb und Hofer, zwei Tagwerker, ihre armseligen Hütten und mit diesen ihre ganze Habe verloren. Unfähig, dieselben ohne fremde Unterstützung aufzubauen, ergriffen sie den Wanderstab, willens, gute Menschen um Beistand in ihrer Noth anzusprechen. Sie hatten Beide vereint die glücklicheren Tage genossen und wollten sich auch nun in den trüben nicht trennen. Deßhalb zogen sie ziemlich friedsam und einig ihre Wege, obgleich ihre Denkungsart gar nicht dieselbe war. Gottlieb war fromm und demüthig, Hofer mehr weltlich gesinnt und auffahrend. Da ihm aber der gute Gottlieb fast in Allem seinen Willen ließ, und da sich in ihrer gegenseitigen Noth bis jetzt für Hofern noch kein Gegenstand zum Neid oder oder Streite fand, so wanderten sie Beide in der friedfertigsten Gesinnung, jeder mit den ermunternden Bildern der Hoffnung beschäftigt, fürbaß.

So kamen sie bis zu dem Edelhofe, in welchem der Besitzer ihres Dörfchens wohnte. Beide entschlossen sich sogleich, demselben ihre Noth vorzutragen. Sie standen vor dem herrlichen Garten des Edelho-

fes und staunten durch das enge Gitter die Schönheit desselben an.

„Gib Acht, Gottlieb, hier bekommen wir eine reichliche Gabe," sprach Hofer, „ich rechne auf Niemand, als auf den Edelmann, unsern Herrn;" — „„Und ich baue auf Gott;"" versetzte Gottlieb und betete still vor sich hin. „Das ist ein reicher, mächtiger Herr, unser Edelmann," fuhr Hofer fort, „dem gebricht es an Nichts. Sein Wort kann unsere Hütten bauen, sein Wink uns zu den reichsten Bewohnern des Gaues machen. Nachbar! noch einmal sage ich Euch: ich baue auf den Besitzer des Edelhofes hier." — „„Ich aber baue auf den guten Gott, der die Lilien kleidet und die Raben speiset. Er kennt mein Elend; Er wird mir Mittel senden, mich vor dem Verderben zu retten; denn in keiner Noth hat er mich noch gänzlich verlassen!"" Also antwortete Nachbar Gottlieb, wohlwissend, daß der liebe Vater im Himmel nur dann Hilfe sendet, wenn auch wir die Hände nicht in den Schooß legen und seinen Segen durch Thätigkeit und wirkende Liebe verdienen. — Aber Hofer spottete im Innern der Einfalt des friedsamen Nachbars.

Es hatte sich gefügt, daß der Edelmann in einer Laube seines Gartens und eben hart an der Stelle saß, wo die Beiden, nicht ahnend, daß sie gehört würden, dieses Gespräch führten. Der Besitzer des Edelhofes war ein guter, doch hochmüthiger Mann.

Es schmeichelte seiner Eitelkeit nicht wenig, daß der Eine seiner Unterthanen so viel Vertrauen in sein Vermögen setze. Deßhalb hatte er schon bei sich selbst beschlossen, Hofern einen Beweis zu geben, daß er nicht vergeblich auf ihn gebaut habe, als die Beiden, seine Hilfe in demüthigen Anspruch nehmend, vor ihm erschienen. Mit milden Worten reichte er Jedem ein Silberstück und hieß sie in ein Gemach treten, in welches er ihnen zu essen senden werde.

Nun ließ der Edelmann seinen Koch vor sich kommen und befahl, die armen Leute mit Speise und Trank reichlich zu versehen. Heimlich gab er ihm aber zehn Goldstücke mit dem Bedeuten, zwei ganz gleiche Kuchen zu verfertigen und in einen derselben jene Goldstücke einzubacken. Der Koch that, wie ihm befohlen.

Mittlerweile ließen sich Hofer und Gottlieb die aufgetragenen Speisen wohl schmecken. „Ist das nicht ein unvergleichlicher Herr!“ rief Hofer den armen Gottlieb an, „hat er mein Vertrauen zu Schanden gemacht? Was gilt's, es ist mit dem Silberstück noch nicht zu Ende; es wird vielleicht noch eine größere Gabe absetzen, mit der wir unsere Häuser wohl aufbauen.“ — Indessen er sich solchen Hoffnungen hingab und des frommen Gottlieb spottete, kam der Edelmann zur Thür herein. Die zwei Kuchen wurden ihm nachgetragen. „Geht nun, meine lieben Leute, eure Wege,“ sprach er zu den

Beiden. Was ich vermochte, habe ich für Euch gethan. Nehmt auf diese Reise Jeder einen Kuchen, und besonders du, Hofer, der du so viel Vertrauen in mich, deinen Herrn, gesetzt, bewahre ihn wohl!" — Hiermit gab er Hofern jenen Kuchen, welcher zehn Goldstücke in seinem Innern barg, und dem armen Gottlieb gleichfalls einen, der diesem zwar ähnlich, aber ganz leer war.

„Ei, ei," sprach Hofer, den Kopf schüttelnd und schmollend, als sie den Edelhof im Rücken hatten; „ich hätte es nicht geglaubt, daß wir nur mit einem elenden Kuchen abgespeiset würden! und wie ich bemerke, ist der deinige größer als meiner; überdieß ist der, den ich habe, so schwer — der Koch hat damit kein Kunststück gemacht!"

Indem er nun Jenen des Nachbars Gottlieb in die Hände nahm und fand, daß derselbe viel leichter war, so dachte er ihn von feinerem Mehl und besser gebacken. Aus eigennützigem Beweggrund schob er daher seinen Eigenen listig in des Nachbars Sack, und behielt sich den Leichten.

Bald ward aber sein Appetit rege. „Was soll der dumme Kuchen?" spricht er, „essen wir Jeder den unsern. Wer wird ihn fortschleppen, um ihn später hart und altbacken zu verzehren!" Der Nachbar war es zufrieden. Sie setzten sich. Jeder bricht seinen Kuchen an, Gottlieb aber rief sogleich voll Verwunderung aus: „„Gerechter Gott das

sind ja Goldstücke! Zwei — vier, sechs — lieber Hofer — sieh da! noch mehr!«« Man kann sich die Ueberraschung und den Schrecken des neidischen Nachbars denken, als er den Fund seines Freundes gewahrte, den durch List an sich gebrachten Kuchen aber ganz leer fand. »»Ei! von dieser Summe baue ich ja ein viel schöneres Dach, als mir der Brand geraubt!«« jauchzte Gottlieb voll Freude. »»Ja, guter Gott, ich traue auf Dich!««

„Höre einmal, lieber Nachbar," sprach Hofer, nach einiger Ueberlegung, des heimlichen Aergers voll; „das war nicht so gemeint. Der Kuchen, den ich in der Hand habe, ist der deinige; der mit dem Geld aber war von dem Edelmann mir zugedacht und auch in die Hände gegeben. Erinnerst du dich, wie er die freundlichen Worte zu mir gesprochen: »Und besonders du, Hofer, der du so viel Vertrauen in mich gesetzt, bewahre ihn wohl!« Ich muß dir nur den dummen Scherz offen gestehen — ich habe die Kuchen vertauscht."

Daß Gottlieb von diesem Scherze nichts wissen wollte, läßt sich leicht denken. Ein heftiger Streit entstand, der wohl in Gewaltthätigkeit ausgeartet wäre, wenn der friedliebende Gottlieb nicht endlich den Vorschlag gemacht hätte, daß sie Beide zu dem edeldenkenden Edelmann zurückkehren, ihm den Fall vortragen und zugleich aus seinem Munde die Entscheidung vernehmen sollten, wessen rechtmäßiges Eigenthum die große Summe Geldes nun

wäre? — Hofer war damit gleich einverstanden. Er zweifelte an dem günstigsten Ausspruch des gnädigen Herrn keinen Augenblick, da es dieser ja wußte, wie er nur allein sein Vertrauen auf ihn gesetzt. — Beide gingen daher die gemachte Strecke Weges wieder zurück und eilten dem Edelhofe mit getheilten Gefühlen, und viel weniger einig, zu, als sie ihn vor Kurzem verlassen hatten.

Während sich dieses zutrug, erzählte der Edelmann seiner Gemahlin, einer tugendhaften und gottesfürchtigen Frau, jenen Scherz, den er sich mit den beiden Leuten erlaubt und wie er dem Einem, der all sein Vertrauen in ihn gesetzt, durch die heimlich in den Kuchen versteckte Gabe glücklich gemacht habe. Seine Frau aber blickte ihn mißbilligend an und sprach: „Du hast damit gewiß nicht gut gethan, geliebter Gemahl! Ich möchte die Freude frevelhaft nennen, die du darüber empfindest, daß ein schlecht unterrichteter, gottvergessener Bauer auf dich mehr, als auf den lieben Gott vertrauen konnte. So hast du den Leichtsinn und die Gottlosigkeit unterstützt; indessen du Gottvertrauen und Frömmigkeit übersiehst. Der Himmel wolle, daß du so einen üblen Scherz nicht noch bereuest, und Vieles gäb' ich darum, ihn ungeschehen zu wissen.“

Der Edelmann, der zwar leichtfertig, aber ge-

wiß nicht verdorbenen Herzens war, sah das Unziemende seiner Handlung nun ein. Er ging unruhig und mit großen Schritten im Gemache umher. „„Vor Allen lasse den Landmann rufen, der den leeren Kuchen erhielt,““ fuhr die edle Frau fort. — Wie nun der Edelmann klingelt und dem herbeigekommenen Diener diesen Auftrug ertheilt, versetzt ihm der selbe: „Hierzu bedarf es nicht erst eines Eilboten. Beide sind vor dem Schloßthore, wie es scheint, im Zanke begriffen und verlangen, vor Eurer Gnaden erscheinen zu dürfen.“

Als nun diese hereingelassen wurden und Gottlieb im einfachen Tone sanft und ruhig die Ursache ihres Streites vortrug, entfärbte sich der Edelmann. Seine Gemahlin aber sah ihn mit einem bedeutenden Blicke an und sprach: „„Sieh, mein Geliebter! ist der Mensch wohl mehr als ein Mittel, durch welches Gott Denjenigen Gaben verleiht, die ihrer würdig sind!““

Aber der Gunst seines Herrn gewiß, rief Hofer stolz und beinahe entrüstet aus. „Mir war der Kuchen mit dem Gelde zugesagt, weil ich meinem Edelherrn über Alles vertraut. Mein ist das Geld.“ — Da wandte sich der Edelmann schnell zu dem frommen Gottlieb und sprach: „Es sei ferne von mir, dir zu nehmen, was Gott dir beschеert. Du hast auf Ihn gebaut und dein Vertrauen wurde belohnt!“ — Ho-

fern redete er aber so an: „Du eigennütziger und betriegerischer Mensch! merke Dir's wohl, daß Demjenigen, der Gott vergißt, kein Segen auf Erden wird, und daß keine menschliche Hand Hilfe bieten kann, wenn sie der göttliche Arm nicht selbst zum Guten geführt!"

Was heute sein kann, lasse nicht für Morgen.

„Aber damit hat es ja bis Morgen noch Zeit!“ sprach mein Sohn Julius, als ich ihm mit einem strengen Blicke die Versäumniß eines Auftrages vorgeworfen hatte. „„Wer weiß, mein Julius,““ versetzte ich, noch immer sehr ernst, „„Dinge, die oft geringfügig scheinen, sind in der That nichts weniger als unbedeutend: und dann glaube ich, daß Menschen, die an Pünctlichkeit und Ordnung in der Erfüllung ihrer Pflichten gewohnt sind, die geringfügigen, wie die wichtigen, mit gleichem Eifer vollziehen, um so mehr, da Pflicht immer Pflicht bleibt. — Du weißt, mein Julius,““ fuhr ich in sanfterem Tone fort, „„wie zuwider mir das Verschieben von Arbeiten ist, die gethan werden müssen! Gerade hierdurch fallen sie uns doppelt schwer, machen uns mißvergnügt mit uns selbst, ja sind sogar oft Ursache des ganzen zerstörten Lebensglückes!““

„Ei, Vater! solche Kleinigkeiten —“

„„Für den ordentlichen Geschäftsmann, Julius, ist Alles, was Pflicht ist, bedeutungsvoll. Geringfügige Handlungen können, wenn sie unterlassen

werden, die nachtheiligsten Folgen haben. — Du kennst ja den unglücklichen Mann, der mich erst neulich um abgelegte Kleider ersuchte. Seine hagere Gestalt, die zurückgetretenen Augen, denen man es ansieht, daß sie sich matt und trocken geweint haben, die leidende Miene und der Ausdruck tiefen Schmerzes in seinem ganzen Wesen schien in dir Theilnahm' erregt zu haben. Du hast selbst gehört, daß man von dem Armen sagt, es sei zu Zeiten in seinem Kopfe nicht vollkommen richtig; weßhalb ihm Jeder aus dem Wege geht und die Mittel nimmt, sich Brot zu erwerben; — wirst du dich an ihm spiegeln, wenn ich dir sage, daß eine Kleinigkeit, das um drei Tage verspätete Absenden eines Fleckchen Papieres, den Menschen in dieses Elend versetzte?""

„Ei, Vater, das wäre!" rief Julius und blickte mich mit weit geöffneten Augen an.

""Dieser Unglückliche heißt Grünberg; sein Vater war ein angesehener Wechsler in Berlin. Sehr beschäftigt mit seinem Reichthum, versäumte er Manches in des Sohnes Erziehung. Er sandte den Jüngling frühzeitig auf Reisen, wo er zwecklos viele schöne Thaler verwarf. So war der junge Grünberg auch nach Wien gekommen und gefiel sich da über die Maßen. Der lebenslustige heitere Ton, der dort herrscht, das vertrauliche, gutmüthige Wesen, das dem Oesterreicher vor Andern eigen, sprachen ihn so an, daß er in einem immerwährenden Rausche von Vergnügungen und Erlustigungen lebte. Sein Vater hatte schon zweimal vergebens dessen Rückkehr

verlangt; der junge Mensch vergaß, über die Zerstreuungen der Fremde, Heimath und Aeltern.""

""An einem Tage kam er zu jenem Großhändler, dessen Casse ich in früherer Zeit vorstand. Ich wies ihm ein kleines Billet, das ich eben vollendet hatte und an seinen Vetter, den Commerzienrath Heyne, in Berlin überschrieb. „Senden Sie mit der heutigen Post Briefe an Ihren Herrn Vater?" fragte ich ihn; „ja!" war die Antwort. „Nun, so können Sie diese Zeilen mit einschließen," versetzte ich, „die an Ihren Vetter gerichtet und von der größten Wichtigkeit sind. Ich gebe sie offen, weil auch Ihr Herr Vater daran Interesse finden könnte. Doch ich verlasse mich, Herr Grünberg, daß Sie dieses Briefchen heute noch absenden; sonst würde ich es lieber selbst thun, ob es gleich durch Sie passender und schicklicher wäre." Der junge Mann beruhigte mich mit vielen Worten, nahm das unversiegelte Blatt und ging mit dem wiederholten Versprechen, es gleich zu besorgen, aus unserer Schreibstube fort.""

""Auf dem Wege nach seiner Wohnung begegnet ihm ein Bekannter, der ihn zu einem Spatzier-Ritte ladet. Grünberg nimmt ihn an, noch immer entschlossen, vor sieben Uhr zu Hause und mit dem Absenden seiner Briefe beschäftigt zu sein. Der junge Mann unterhält sich vortrefflich; das vorgesteckte Ziel wird verlängert; zum Ende noch in einer der Umgebungen Wiens ein Besuch abgestattet — und darüber Briefe, Freund und Vater vergessen. Es war schon Mitternacht, als sich Grünberg beim Auskleiden und

dem Hervorziehen des Inhalts seiner Seitentaschen an den nun leider versäumten Auftrag erinnert. Die Post war heute Sonnabend abgegangen und erst nach drei Tagen, am Mittwoch, fand neue Aufgabe für die Berliner Post Statt.“»

„»Unwillig über seine Vergessenheit, schlägt der junge Grünberg das Billet auseinander und lies't die wenigen Worte: Wenn Sie, verehrter Herr Commerzienrath, noch mit der Hamburger Compagnie in Verbindung stehen, so nehmen Sie sogleich die in Potsdam für Ihre Rechnung liegenden Waaren in Beschlag. Mehr bedarf es für Sie wohl nicht.“»

„Ei, mit diesem Zettelchen wird es doch auch seine Zeit haben!“ rief der junge Grünberg, nun meinem dringenden Ersuchen beinahe mehr, als vorerst seiner Fahrlässigkeit zürnend. „Was doch die Kleinigkeitskrämer für lästige Leute sind!“ — »»Hiermit legte er sich ruhig zu Bette, unterhielt sich die folgenden Tage herrlich und dachte bis Mittwoch der ganzen Sache nicht weiter. An diesem Tage sandte er zwar das Billet in einem Briefe an seinen Vater richtig ab; aber schon Sonntag darauf traf eine Staffete hier ein, welche wegen dringender Angelegenheiten sogleich seine Rückkehr verlangte. Er setzt sich also in den Wagen und flog, nicht ohne Schmerz sich von Wien trennend, der väterlichen Heimath ahnungslos zu.“»

»»Doch schon in Breslau vernahm er zu seinem

nicht geringen Schrecken, daß vor wenigen Tagen ein Bankerott der Hamburger Compagnie ausgebrochen und sein Vetter, der Commerzienrath Heyne, mit in denselben verwickelt sei. Man ließ ihn durch ein kaltes und finsteres Benehmen ein noch größeres Unglück ahnen. Grünberg wußte es leider, daß sein Vater mit dem Commerzienrath in der engsten Verbindung gewesen.""

""Voll von erschütternden Besorgnissen flog Grünberg seiner Vaterstadt zu. Die erste Person, welche ihm aufstößt, ist der Handlungsdiener seines Vaters: „O warum haben Sie den Beischluß Ihres letzten Briefes nicht um einen Posttag früher gesendet," rief ihm der Mann in Verzweiflung und voll gutmüthiger Hast entgegen, „Alles wäre dann noch gerettet worden! Ueber dreimal hundert Tausend Thaler an Waaren, die erst am Montage Nachmittags das Haus Löhr in gerichtliche Pfändung nahm, wären Heyne's und unsere Deckung gewesen! Ihr unglücklicher, bedauerungswürdiger Vater!""

„"Wie, Herr Röder, mein Vater?""

„Sie wissen also das Unglück noch nicht? Fassen Sie sich, junger Mann! Der Commerzienrath hat, durch den Fall der Compagnie zum Bettler geworden, sich zahlungsunfähig erklärt; Ihr Vater, mit der Compagnie sowohl, wie mit dem Herrn Commerzienrathe, in der engsten Verbindung, konnte diesen Wechsel des Glückes nicht ertragen; er sah sein Haus mit in den Bankerott hineingezogen — und in der Verzweiflung hierüber hat er sich, seines irdischen

und ewigen Heiles uneingedenk — ach, Sie müssen es erfahren! — gewaltsam das Leben genommen."

„„Mit Todesblässe überzogen, starr und zitternd, hört der junge Grünberg diese Schreckenskunde an und fällt, fast leblos, in die Arme des Erzählers. Das Ende dieses beklagenswerthen Vorfalles war die Ueberzeugung, daß er ein Bettler sei, ohne Vermögen, ohne Kenntnisse, die eines erwerben helfen, ohne Schutz und Schirm, ohne einen Freund, der ihm unter die Arme greift! — Hierauf erfolgte eine gänzliche Abspannung seiner Kräfte. Die Todesart des unglückseligen Vaters hat seinen Lebensfrieden zerrissen; keine Thräne, keine Reue sühnt die Folgen seiner Fahrlässigkeit, ruft die geflohene Ruhe der Seele zurück! So schmachtet er, tief versenkt in einen inneren und äußeren Jammer. Du wirst dich nicht wundern, mein Sohn, wenn ich dir sage, daß seine Verstandeskräfte solchen erschütternden Kämpfen erlagen. — Und an allen dem ist, du hast es ja gehört, eine Kleinigkeit Schuld!""

Julius lauschte den Worten seines Vaters, eine Thräne für den Unglücklichen glänzte in seinen Augen — er erwiederte nichts; aber es gibt nun keinen pünctlichen und fleißigen Jüngling in W*, dem sich Julius nicht würdig zur Seite stellen darf.

So gewinnt man das Glück durch eigene Kraft.

*

Laß' die Winde stürmen
Auf der Lebensbahn,
Wenn auch Wogen thürmen
Gegen deinen Kahn;
Schiffe ruhig weiter,
Ob der Mast auch bricht;
Gott ist dein Begleiter,
Er vergißt dich nicht!

So oft ich einen armen Studirenden sehe, deren es jetzt freilich sehr Viele gibt, und, mich wohl selbst an meine Jugendjahre erinnernd, der mannigfachen Noth und jener hundertfältigen Entbehrungen gedenke, welche so mancher arme und verlassene Jüngling auf mit Dornen bestreuter Bahn zu dulden hat: dann wird mir das gedrängte Herz alsbald durch den Gedanken erleichtert, daß sich sein düsteres Lebenslos im Kurzen erheitern und ihm aus den finstern Wolken des Leidens, wenn er den Glauben an die Vorsehung, die Liebe zu seiner Ausbildung und das Vertrauen auf seine Kräfte nicht verliert, ein glänzender Glücksstern hervorschimmern könne. Wenn ich dann im Geiste den armen alten Vater und die liebende Mutter des ringenden Jünglings, mit banger Weh-

muth und doch Alles opfernder Liebe, das Letzte auf die Bildung desselben verwenden sehe: so möchte ich ihnen mit klopfendem Herzen zurufen: „Die Zeit der Ernte wird kommen, gute Menschen! Wacht nur darauf, daß euer Sohn edle Gesinnungen behalte; denn der Himmel segnet den Fleiß der Armen, und beglücket Die gern, welche gläubig vertrauen!“

Es ist wirklich erhebend für so Viele, welche die Wissenschaften lieben, und trostreich für die, welche von den Schlägen unverdienten Mißgeschickes getroffen werden, durch einen aufmerksamen Blick auf Vergangenheit und Gegenwart bestätigt zu finden, daß dem jungen Fleiß und Talente jede Hoffnung zum Lebensglück winke, daß Jünglinge aus der Niedrigkeit und bittersten Armuth sich oft auf die höchsten Stufen irdischen Wohlseins erheben, und daß, während die vornehmthuende Bequemlichkeit und Trägheit die Glücksleiter abwärts gedrängt werden, ernste Verwendung und edler Sinn gewiß einen kaum möglich gedachten Preis aus dem tummelvollen Kampfplatz davontragen. O könnte ich mit lauter Stimme euch, liebe jungen Freunde, die ihr in der Bahn eurer Bildung vielleicht ermatten wollt, diese Ermunterung — Euch, die ihr durch die Menge von Entbehrungen manchmal muthloser werdet, diesen erhebenden Trost zurufen und Jedem, dem es Ernst ist um das Heiligste, die Verbesserung und Bildung des Verstandes, das

blumenreiche und glanzvolle Ende einer steinigen und dornenvollen Laufbahn zur Aneiferung in heiterer Ferne zeigen! Gewiß, Gott läßt von Keinem, der von der Frömmigkeit und von dem Fleiße nicht scheidet.

Zu diesen Worten des Trostes einige Beispiele aus der wirklichen Welt, welche uns, nebst so vielen Tausend andern, im Glanze des Ruhmes und Glückes als ermunternde Leitsterne Männer vorführen, die in ihren Frühlingstagen mit Noth und Kummer gerungen und nur durch ihre Sitten und ihren Fleiß das wandelbare Glück sich standhaft gewonnen haben.

I.

Valentin Duval,

k. k. Bibliothekar und Aufseher des k. k. Münzkabinets in Wien.

Wer hätte in einem armen verlassenen Bauernjungen, welchem man nur mit Mühe eine Schaar Lämmer und späterhin die Aufsicht über einen Hühnerhof anvertraute, den der Stiefvater aus der jämmerlichen väterlichen Hütte von sich stieß; der bettelnd von Dorf zu Dorf wanderte und noch in seinem fünfzehnten Lebensjahre keine Idee von Schrift oder Buchstaben hatte — wer hätte in diesem Sohne des Elendes und Kummers einen nachmals so angesehenen Staatsdiener und gepriesenen Gelehrten geahnet! Wahrlich, die Wege der Vor-

sehung sind wunderbar! Oft stürzt der allmächtige Lenker menschlicher Schicksale mit einem Winke, was sich kühn und verdienstlos in die Höhe gewunden, und erhebt wieder entgegen Jene, die, demüthig und glaubend an seine Weisheit und Macht, Niedrigkeit und Entbehrung geduldet.

Valentin Düval war zu Artonay in Frankreich geboren. Seine Aeltern waren Bauersleute, die in der größten Dürftigkeit lebten. Nach dem frühen Tode seines Vaters mußte der schwache Junge, von einem gefühllosen Stiefvater, der wohl eine menschliche Gestalt, aber keine menschlichen Gesinnungen hatte, viele Mißhandlungen dulden; er wurde endlich fast ohne Bekleidung, ohne Geld oder Empfehlung aus der väterlichen Hütte gestoßen. Der bedauernswerthe Knabe fand hier und da mitleidige Menschen, die ihm einige Zeit als Hüter ihres Viehes kümmerlich Brot gaben, kam endlich nach Troyes, wo er im Hospitale, mit welchem eine Erziehungsanstalt für arme Kinder verbunden war, für mehre Monate ein klägliches Unterkommen erhielt. Indessen konnte man auch hier den fremden Knaben nicht länger auf Kosten der Eingebornen ernähren, und hieß ihn weiter wandern. — Duval fand nun bei verschiedenen Pächtern und Landleuten einen kummervollen Aufenthalt als Hirtenknabe.

Aber schon zu Anfang des äußerst strengen Winters 1709, der überall die größten Verwüstungen anrichtete, wurde er wieder brotlos und gezwungen,

bettelnd umher zu irren. Die Kälte war so groß, daß das Vieh in den Ställen erfror, daß die stärksten Bäume von oben bis an die Wurzel zerplatzten und unzählige Menschen umkamen. In dieser grimmigen Kälte lief nun Duval von Dorf zu Dorf; wurde, um das Maß seines Elends voll zu füllen, noch von den Pocken befallen und endlich von einem mitleidigen Bauer in einem Schafstalle unter einem Haufen Dünger begraben, so daß nur sein von den Blattern gräßlich entstellter Kopf hervorragte. Der arme Knabe genaß bei dieser heroischen Kur und blieb als Hirtenjunge bei seinem Wohlthäter.

In seinem fünfzehnten Jahre bekam Duval Aesops Fabeln mit Kupfern zu Gesicht. Es entstand in ihm eine glühende Begierde, die Zeichen des Buches zu verstehen. Mit Hülfe einiger Geistlichen und Greise lernte er bald lesen. Und nun entwickelte sich sein Verstand auf eine unglaublich schnelle und merkwürdige Weise, wenn gleich noch die wunderlichsten und irrigsten Vorstellungen über Welt und Menschen in seinem reichen Gemüthe herrschten. Die Bemühungen der Einsiedler von St. Anna, der zufällige Fund einer Himmels-, und das Geschenk einiger Erdkarten erweiterten die beschränkten Kenntnisse des wißbegierigen Jünglings, der alles das durch seine eigene Thatkraft finden und sich erkämpfen sollte mit Beschwerde und unsäglicher Mühe, was Andere, von tausend Hilfsmitteln unterstützt, so leicht sich aneignen könnten, und zur tiefen Betrübniß ihrer Lieben doch nicht immer wollen.

Merkwürdig ist es, wie der arme Duval nach unsäglichen Versuchen dazu kam, die Erdkarten zu verstehen. Um eine sinnliche Vorstellung von der Erde zu haben, verfertigte er sich selbst einen Globus aus Thon und bezeichnete die Zirkel mit Stäben, welche er um seine Kugel bog. Sein Eifer blieb unermüdet und jemehr sich seine Kenntnisse erweiterten, desto mehr lernte er einsehen, wie viel ihm noch zu wissen nöthig sei. Er konnte sich's nicht läugnen, daß er, da er sich von seinem kleinen Lohne Bücher anschaffen mußte, wohl mit vielfacher Noth zu kämpfen habe; aber es stand lebhaft in seiner Seele, daß es immer besser sei, weniger bequem und im Aeußern glücklich als unwissend zu leben.

So traf den unbeachteten Hirten in seinem ein und zwanzigsten Jahre auf freiem Felde, in Lumpen gehüllt und Schafe hütend, jedoch von einer Weltkarte und geographischen Büchern umgeben, der Erzieher des Prinzen Leopold, Freiherr von Pfütschner. Er erstaunt über die Kenntnisse des Hirten; und faßt endlich den menschenfreundlichen Entschluß, ihn auf seine Kosten studiren zu lassen. Der, seinem Elende wie durch ein Wunder plötzlich entrückte Jüngling leistet nun das Unglaubliche. Tag und Nacht an seine Bücher gebannt, die Ausbildung des Verstandes für das höchste Ziel der Menschheit erkennend, übertrifft er bald seine Lehrer. — Schon im Jahre 1719 ernannte ihn Prinz

Leopold zum Professor der Geschichte auf der hohen Schule zu Lüneville.

Die große Freigebigkeit des Herzogs und die Dankbarkeit seiner Schüler setzte den glücklichen Duval nun in die Lage, gegen seine ersten Wohlthäter, die Eremiten von St. Anna, dankbar zu sein. Er baute ihr Haus, die Wiege seines Glückes, von Grund aus neu auf, kaufte Aecker und Felder an, gab auch dem ganzen Institute einen der bildenden Menschheit höchst nützlichen Zweck. Sein Glück, das von edlen und dankbaren Menschen nie mehr scheidet, stand nun sicher und fest begründet. Er kam nach Leopold's Tode zum Großherzoge Franz als Bibliothekar nach Florenz, und als sich dieser Beschützer der Künste mit der edelmüthigen österreichischen Kaiserin Theresia vermählte, ward er nach Wien berufen, wo er die Aufsicht über das berühmte kaiserliche Münzcabinet, nebst vielen erhebenden Auszeichnungen erhielt. Duval gewann nun durch Sparsamkeit und Fleiß ein bedeutendes Vermögen, lebte in seinem häuslichen Verhältnisse ruhig und glücklich, und verschied, nach vielen menschenfreundlichen Anordnungen und nachdem er zwei Mal noch die Stätte seiner Kindheit, seines Duldens und Glückes mit dankbarer Erinnerung an die wohlthätigen Fügungen der Vorsehung besucht hatte, im achtzigsten Jahre, in vollkommener Ruhe und Heiterkeit ein Leben verlassend (1775), das er auf die schönste Art benützt hatte, um in einem andern zur größeren Vollkommenheit zu gelangen.

Jüngling, der du die merkwürdigen Schicksale dieses Mannes bewunderst, es müßte dir jede Kraft des Urtheils und jede feinere Empfindung gebrechen, wenn du nicht, nebst dem Erstaunen über solch' ein heldenmüthiges Streben für die Wissenschaft, die Ueberzeugung mit dir nähmest, daß der Mensch alles Gute vermöge, wenn es ihm darum Ernst ist, daß kein Hinderniß für den talentvollen Studirenden zu groß, kein Verhältniß zu drückend sei, um nicht dereinst an das schönste und freundlichste Ziel eines durch Kenntnisse und Wissenschaften hoch erhobenen Lebens zu gelangen.

II.

Adrian VI.,

erwählt zum Papste 1522.

Sixtus V., der von einem Hirtenjungen bis zur höchsten kirchlichen Würde emporgestiegen; Adrian VI. und viele andere Oberhirten der Kirche sind strahlende Beweise, wie hoch es wahre Frömmigkeit und thätiger Fleiß bringen können. Ich reihe diesen vielen Beispielen das Leben Adrian des Sechsten an, eines Mannes, dessen ausgezeichnete Gelehrsamkeit, unerschütterliche Rechtlichkeit und großes Verdienst um die Kirche die Bewunderung und das dankbare Andenken der spätesten Nachwelt verdienen.

Adrian war der Sohn eines armen Handwerkers, welcher frühzeitig starb, und nichts, als den Ruf der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit hinterließ. Die Vorsehung, welche keines Sterblichen vergißt, hatte dem vaterlosen Adrian eine Mutter erhalten, die, wenn gleich der feinern Bildung ermangelnd, das edelste Herz mit einem gottesfürchtigen Sinne verband. Sie führte die Erziehung ihres Sohnes eben so einfach, als glücklich durch. Wahr und offen in ihrem Benehmen, lehrte sie ihn Verstellung als das größte der Laster verachten, und Aufrichtigkeit als die erste der Tugenden ehren. Sie sagte ihm oft mit mütterlichen Worten: daß alle Größe der Erde eitel sei gegen die Größe Gottes, der das Gute belohnt und das Böse früher oder später, doch immer sicher bestraft; sie prägte ihm tief ein, daß alle Geschicklichkeiten und Kenntnisse nicht den geringsten Werth hätten, wenn dem Menschen der fromme Sinn und ein schuldloses Herz verloren gegangen. Indem sie ihren Sohn vor schlechtem Umgang warnte und ihn zu Besuchen der Kirche anhielt, verband sie mit der redlichsten häuslichen Anleitung einen fleißigen Schulbesuch, so daß das Herz, wie der Geist desselben sich im gleichen Grade vervollkommneten. Diese lobenswerthe Art des Verfahrens einer Frau von ganz gemeiner Erziehung, die ihren Sohn so liebte, daß sie den Armen, selbst in ihrer eigenen Dürftigkeit, viele Wohlthaten erwies, weil sie glaubte, die Erhaltung ihres Kindes und sein Glück dadurch von Gott zu erbitten, hatte

bei Adrian einen nie erlöschenden, wohlthätigen Einfluß hinterlassen und seinem Charakter jene schöne Richtung gegeben, die ihn in allen seinen Lebensstufen verehrungswerth machte.

Der Trieb Adrian's, seine Kenntnisse zu erweitern, war schon in der ersten Zeit der Jugend ungewöhnlich groß. In seinem sechsten Jahre erhielt er schon, um seines Fleißes willen, scherzhafter Weise den Zunamen des „Magisters." Als er auf der hohen Schule zu Löwen Theologie studirte, sah man den unermüdeten Studirenden, dessen Armuth den Ankauf einer Kerze nicht erlaubte, oft in kalter und rauher Nacht auf offener Straße unter dem Scheine einer Laterne, welche die Gassen erleuchteten, ruhig lesen und dabei Mühseligkeit und Schlaf vergessen.

Solch' ein Eifer, von dem redlichsten Charakter und wahrer Gottesfurcht auf seinen Glanzpunct erhoben, konnte nicht ohne ausgezeichnete Erfolge bleiben. Adrian wurde 1488 zum Doctor der freien Künste ernannt, und bald darauf war in Löwen Niemand, der in philosophischen und mathematischen Kenntnissen mit ihm verglichen werden konnte. Eine gleiche Fertigkeit erlangte er in der Theologie und in der Rechtsgelehrsamkeit. Bald erhielt er die Stelle eines Professors der hohen Schule von Löwen; im Jahre 1507 den Ruf eines Lehrers und Erziehers für den nachmaligen Kaiser Carl V., er ward endlich im Jahre 1517 Cardinal, dann zum Bischof von

Tortosa und Regenten von Spanien, und im Jahre 1522 auf die höchste Stufe der kirchlichen Würde unter dem Namen Papst Adrian VI. einstimmig erhoben. Auf dieser Höhe wirkte er, obgleich seine Regierung nur anderthalb Jahre dauerte, voll des redlichen Willens, von seinem aufrichtigen und edlen Charakter unterstützt, viel Gutes. Er lenkte jedoch das Schifflein Petri in einer unruhigen und stürmischen Zeit, so daß er (möchten es doch Viele beherzigen, die im ruhelosen Ehrgeize nur die höchsten Lebensstufen für den Hochpunct irdischer Glückseligkeit ansehen!) die Tage seines höchsten Glanzes die beschwerdenvollste und unglücklichste Zeit seines Lebens nannte. — Er starb, erst 65 Jahre alt, den sanften Tod eines Frommen und hinterließ allen edlen Menschen das ermunternde Beispiel seiner erhabenen Tugenden.

Dieß war sein Wahlspruch: „Strebe nach Kenntnissen, als lebtest du ewig — nach Tugend, als wäre dieser Morgen dein letzter!"

III.

Christian Gottlob Heyne,

königl. Hofrath und Bibliothekar in Göttingen.

Wenn Aeltern ihren Kindern den besten Unterricht und eine sorgfältige Erziehung geben lassen wollen, aber, beschränkter Verhältnisse wegen, nicht so ganz können, so ist dieses allerdings ein bedeu-

tendes Hinderniß der Entwicklung aufstrebender Talente. Wie hart mag diese aber erst fallen und welche Riesenkraft wird zur Besiegung aller Widerwärtigkeiten dann erfordert, wenn die Aeltern, einer Geringschätzung für die feinere Ausbildung oder anderer Vorurtheile wegen, die Wißbegierde ihrer Kinder und den edleren Trieb nach Vervollkommnung weder befriedigen können noch wollen.

In dieser beklagenswerthen Lage befand sich Christian Gottlob Heyne, der Sohn eines dürftigen Leinwebers zu Gravenschütz in Schlesien. Heyne sollte durchaus zu dem Gewerbe eines Webers erzogen werden; sein Vater verbot ihm das Lesen und Schreiben; ja, mißhandelte ihn sogar oft, wenn er ihn, trotz diesen harten Befehlen, bei einem Buche getroffen. Indessen vermochten doch die drückendsten Umstände und Schicksale, welche den armen Heyne bis ins Mannesalter verfolgten, nichts, um seinen für höhere Bildung empfänglichen Sinn und das ihm angeborne Zartgefühl niederzudrücken, sondern sie wiesen ihn an sich selbst zurück und lehrten ihn, ohne Stolz und Anmaßung der eigenen Kraft vertrauen.

Durch die Fürbitte eines würdigen Geistlichen gewann er von seinem strengen Vater die Bewilligung, studiren zu dürfen. Aber die Vermögensumstände des Vaters waren so schlecht, daß er nicht einmal jenen Groschen, welchen man für den öffentlichen Unterricht bezahlen mußte, herbeischaffen konnte. Heyne sollte ihn durch Botengänge und andere sei-

nem Alter angemessene Dienste gewinnen. Der arme kleine Student brachte es nicht so weit, sich die für die lateinischen Schulen nöthigen Bücher erkaufen zu können, sondern schrieb sich jeden Abschnitt des Lehrbuches, welcher in der nächsten Stunde vorgetragen werden sollte, immer aus den Büchern eines seiner Mitschüler ab. Unter tausend Mühseligkeiten, von welchen sich reiche Jünglinge kaum einen Begriff bilden können, überstand er die Gymnasialjahre und begab sich dann auf die Akademie nach Leipzig, freilich in einer so mittellosen Lebenslage, daß Tausende an seiner Stelle, gegen den geringsten andern Erwerb, die Wissenschaften aufgegeben haben würden.

Wer denkt sich das Mühselige der akademischen Laufbahn eines Jünglings, welcher, ohne alles Vermögen, ohne Unterstützung irgend eines Bekannten oder Freundes, an einem fremden Orte, Schulen besuchen soll! Heyne hatte oft nicht die drei Pfennige, deren er zu seiner täglichen Mahlzeit bedurfte, und oft sah man ihn am Gemüsemarkte die leeren Erbsenschoten auflesen, um sie zu seinem elenden Mittagsessen zu kochen! Er schlief in einem verfallenen Stalle, auf bloßem Boden, den sorgenerfüllten Kopf auf ein Paar alte Bücher gelegt. O ihr Kinder! deren Aeltern eure kleinsten Wünsche mit liebender Zärtlichkeit erfüllen, die ihr Alles habt, was euer Beruf, eure Bequemlichkeit, euer Sinn nur verlangt: Bücher, Lehrer, Unterricht, Zerstreuung, Erheiterung — und die ihr dennoch euer künftiges

Glück verscherzet und die Beschränktheit des Geistes der so reich lohnenden Wissenschaft vorzieht; — erröthet, ihr Undankbaren, bei der Erinnerung an den Eifer eines armen und verlassenen Jünglings, den die Furien der gräßlichsten Noth auch kein Haarbreit von seinem vorgesetzten Ziele verdrängen konnten!

Heyne hatte aus seinen Studien den reichsten Nutzen gezogen; hatte sich solche Kenntnisse der Geschichte und des classischen Alterthums erbeutet, daß man ihn ein Wunder der Gelehrsamkeit nennen konnte; aber reiche Menschen haben noch das vor Dürftigen voraus, daß ihr Werth immer schneller erkannt und leichter gewürdiget wird. Die Goldgrube in dem Innern des gelehrten Heyne blieb noch lange unbemerkt, bis er endlich für einige Groschen eine lateinische Ode auf einen Prediger verfaßte, welche der Staatsminister Graf v. Brühl mit Erstaunen und Bewunderung las. Heyne erhielt nun in der Bibliothek des Grafen als Copist eine kleine Anstellung, welche zur Erweiterung seiner Kenntnisse ungemein beitrug. Er war jetzt wenigstens in die Lage gesetzt, sich durch wissenschaftliche Abhandlungen bekannter zu machen und trat mit seinen Uebersetzungen alter Classiker: Tibulls, Epictets, Virgils und eines Theils von Homer hervor.

Obgleich Heyne auf diesem Wege Anerkennung und Ruf gewann, so verbesserte sich seine übrige Lage noch nicht um Vieles. Er verlor durch Kriegsereignisse seine Stelle, mußte längere Zeit als Privatlehrer und Hofmeister ein kümmerliches Auskommen

sauer erwerben und hatte noch mit manchen mühseligen Verhältnissen des Lebens zu kämpfen. Indessen redliches Streben, reelle Kenntnisse werden wohl oft, gleich wie die Sonne manchmal der Nebel umschleiert, längere Zeit im düsteren Dunkel gehalten; dringen aber immer, früher oder später, in ihrem wahren Glanze aus den Wolken der Leiden hervor. Nach Geßners Tode wurde Heyne zum Professor der Beredsamkeit an der hohen Schule zu Göttingen, und bald darauf zum Bibliothekar und Hofrath ernannt.

Auf diesem heiteren Standpuncte verewigte Heyne sein nützliches Andenken. Sein eigenthümliches Verdienst ist, die classische Literatur und Alterthumskunde aus dem Schulstaub erhoben zu haben. Aber der Ruf seiner Gelehrsamkeit war es nicht allein, sondern auch die Festigkeit seines Charakters und die Feinheit seines Benehmens, was die gebildetsten und die bedeutendsten Menschen seiner Zeit in seinen Kreis zog und zum Theil mit seiner Familie verknüpfte. Heyne war in und außer dem Kreise der Seinigen vollkommen glücklich. Er starb am 14. Juli 1812, ein drei und achzigjähriger Greis, von ganz Europa bewundert, von Allen, die ihn näher gekannt, geliebt und gesegnet.

Zum Schlusse das Urtheil dieses edlen Mannes über die Erziehung, welche ihm die gütige Vorsehung auf den Pfaden der Noth und Leiden in früheren Jahren gegeben: „Wie gut hat die Vorsehung an mir gehandelt," spricht er in ei-

ner seiner Schriften, „da sie mein ganzes Jugendleben mit Widerwärtigkeiten und Noth durchflochten hat! — Bei meiner ungestümen Gemüthsart wäre ich unter günstigeren Umständen verloren gewesen. Wie viele Eigenschaften muß ein glücklicher Mensch entbehren! Wann lernt dieser Geduld, Mäßigung, Sanftmuth, Klugheit, Vertrauen auf Gott, großmüthiges Mitleid, zärtliches Erbarmen? Ja, mich hat mancher bittere Verlust in meinem Leben näher zur Weisheit, und ihrem erhabensten Theile, der Kenntniß Gottes, geführt!"

IV.

Johann Rudolph Schmid, Freiherr von Schwarzenhorn,

k. k. Gesandter an der ottomannischen Pforte.

Kein Verlust ist für die Frühlingstage des Menschen größer, als jener der Zeit, und kein Schritt führt zu ihrem Unglücke gewisser, als böse Eindrücke in den zartesten Jahren. Glücklich Jener, welcher den Ermahnungen liebender Aeltern treu folgt und seine Tage der Saat wohl verwendet, um einst reiche Früchte zu ernten, und in dessen weiches Herz niemals die Krallen unedler Begierden gedrungen! Darum aber möge der, dessen Wan-

gen bei diesen Worten erröthen, bei dem eine strafende Stimme aus seinem Innern ruft: daß er auf keinem guten Pfade gewandelt, an der Möglichkeit seiner Besserung und seines Glückes nimmer verzweifeln. Auf! saumseliger ungehorsamer Jüngling! zurück zu deiner Pflicht, zurück zu dem verletzten Gehorsam! Edlen Willen krönet die That, und nichts ist noch Denen verloren, die das Unrecht erkennen und mit gestachelter Kraft raschen Muthes auf der Laufbahn der Tugend erscheinen!

Solche Mahnung geben für den, welcher aus Verzweiflung und Ungewißheit, ob es nicht zu seinem Glücke zu spät sei, am Pfade zur steilen Höhe der Wissenschaft muthlos und zaudernd steht, die wunderbaren Schicksale des jugendlichen Abenteuerers Johann Rudolph Schmid, Sohnes eines Säckelmeisters zu Stein.

Schmid verlor seinen Vater in den ersten Monaten seiner Kindheit. Die Mutter kümmerte sich wenig um seine erste Erziehung. So kam es, daß der Junge, sichtbar verwahrloset, schon in seinem siebenten Jahre aus Furcht, um einer Näscherei willen bestraft zu werden, seine Heimat verließ, und mit einem schwäbischen Bauer heimlich auf und davon ging. Nach drei Jahren machte sein älterer Stiefbruder eine Geschäftsreise nach Schwaben und traf unerwartet auf freiem Felde den entwichenen Rudolph, in der erbärmlichsten Gestalt wie den verlornen Sohn, eine Heerde Schweine hü-

tend. Er nimmt ihn mit sich nach Hause, verschafft ihm Verzeihung seines Vergehens und hält ihn eine Zeit lang zum Besuche der Schule an. Als er mehr herangewachsen, gab man ihn zu einem Goldarbeiter in Lindau am Bodensee in die Lehre — dem er aber nach wenigen Tagen wieder entwich!

Nun fing eine jammervolle Schule des Elends für den jungen Taugenichts an. Ein fremder Offizier, der eben nach Italien reisete, findet den Verirrten fast dem Hungertod nahe, nimmt ihn zu sich, bemerkt bald die Talente und Anlagen des Knaben, der, ihm offen sein Vergehen bekennend, Folgsamkeit und Fleiß gelobte. Sein edelmüthiger Herr, welcher den Jungen lieb gewann, ließ ihn zu Verona in den schönen Wissenschaften unterrichten. Zugleich lernte Schmid die italienische Sprache in ihrer Vollkommenheit und verlegte sich auf die Poesie, welche nach der Malerei seine liebste Beschäftigung blieb. Nun hielt er fortan, was er in seinem großen Elend gelobt; machte das Versäumte durch unermüdeten Fleiß wieder gut, und nahm an innerer und äußerer Bildung zur Freude seines Wohlthäters immer mehr zu.

Schmid begleitete diesen vier Jahre später nach Dalmatien und von da nach Ungarn, wohin ihn der Türkenkrieg rief. In der ersten Schlacht fiel des Jünglings väterlicher Freund, und Schmid selbst gerieth in die Gewalt des türkischen Heeres als Gefangener. „Ach," sagte er, „der Kummer, den ich meiner Mutter bereitet, wird mir nun durch die rächende Vorsicht vergolten!

Er wurde unter mannigfaltigen Leiden nach Constantinopel gebracht; hatte dann das seltene Glück, einem gutmüthigen Gebieter als Sclave zugewiesen zu werden, der ihn menschlich behandelte und zum Lehrer seiner Kinder bestimmte. Seine Kenntnisse in der italienischen Sprache, ein richtiger Verstand und ein treues Gemüth machten auch in dieser, sonst so traurigen Lage, sein Schicksal erträglich. Er erlernte mit allem Fleiße die türkische Sprache, gelangte dann zur Bekanntschaft des österreichischen Internuntius, der ihn bald loskaufte und als seinen Dolmetsch zu guten Diensten verwandte.

Nun erwarb er sich, durch fortwährende Anhänglichkeit und Treue, das ganze Vertrauen des Gesandten, Freiherrn von Kurz, ward zu den geheimsten Verrichtungen und zu den wichtigsten Geschäften benützt, was ihm eine glänzende Ehrenbahn öffnete. Er erwarb sich so gründliche Einsichten in die Verhältnisse des kaiserlichen Hofes und der ottomanischen Pforte, daß er dem Kaiser Ferdinand II. ganz unentbehrlich wurde. Nachdem er mehre wichtige Aufträge an Sultan Amurath IV. unter augenscheinlicher Lebensgefahr glücklich verrichtet hatte, wurde er, nach seines Vorgesetzten Tode, zum kaiserlichen Gesandten an der hohen Pforte ernannt, und von Ferdinand III. für seine wichtigen Dienste im Jahre 1647 mit dem Freiherrnstande und dem Prädicate von Schwarzenhorn belohnt.

Sein Glücksstern gönnte ihm noch die Freude der Zurückberufung an den kaiserlichen Hof, wo er

an der Seite einer treuen Gemahlin sein ehrenvolles und glückliches Leben beschloß. Er brachte die Herrschaften St. Magaretha und Nikolsdorf an sich, besuchte auch an seiner Gemahlin Seite seinen Geburtsort Stein. Bei dem feierlichen Eintritt in denselben ward er bis zu Thränen gerührt. Verwaiset und fast nackt hatte er diesen Ort in seiner Kindheit verlassen und nun erblickt er ihn wieder, mit Ehren und Glück überhäuft! — O wunderbare Schickungen der Vorsicht! Wer aus den Menschen könnte wohl bei solch' erhebenden Beispielen im Unglücke den Muth sinken und die Hoffnung enteilen lassen!

Der Freiherr von Schwarzenhorn starb in Wien 1667, im 77. Jahre seines Alters und seine Ueberreste wurden in der Kirche zu den Schotten mit den, seinem Range gebührenden Feierlichkeiten beigesetzt.

V.

Johann Franz Marmontel,

ein berühmter Schriftsteller.

Wer kennt den geistreichen Verfasser der moralischen Erzählungen, des Belisar, der Inkas nicht? Wenn gleich diese Erzeugnisse eines überreichen Gemüthes einem fremden Boden entsprossen und in fremder Sprache gedichtet waren, so sind sie doch von den Zungen aller Länder nacherzählt und ein Gemeingut aller Völker geworden. Ja, eine

Kaiserin selbst, Katharina II., hat es nicht unter ihrer Würde gehalten, den Belisar in die Sprache ihres Landes zu übertragen. Marmontel gehört daher mit allem Rechte unter die classischen Schriftsteller des französischen Volkes.

Und dieser Mann, dessen Talent so reiche Anerkennung und Theilnahme fand, ward in der Strohhütte eines Dorfschneiders geboren! Sein Vater war so arm, daß er den aufstrebenden Knaben nicht einmal in die Schule schicken konnte. Indessen, wo menschliche Kraft nicht hinreicht, sorget die waltende Vorsehung. Der talentvolle Marmontel lernte von freundlichen Nonnen lesen, von einem wohlwollenden Geistlichen Latein, ward endlich auf die Verwendung milder Freunde in die Jesuiter-Schule zu Mauriac aufgenommen und gewann, da sich die, in ihm wohnende Kraft immer freudiger regte, eine solche Liebe zu den Wissenschaften, daß er die kummervolle Lage eines dürftigen Studenten der angetragenen guten Anstellung als Commis eines Großhändlers in Clermont, trotz den Bitten seines Vaters, Verzicht leistend auf alle äußere Vortheile, standhaft vorzog.

Nicht bald hatte sich ein jugendliches Genie mit solchem Eifer auf die Wissenschaften verlegt; und der Segen des Himmels, der immer mit dem redlich Strebenden ist, belohnte den jungen Marmontel auch! Er hatte, als kaum zwanzigjähriger Jüngling, bereits solche Fortschritte gemacht, daß er zu Toulouse als öffentlicher Lehrer auftreten und nun von den

Ersparnissen seiner kleinen Einkünfte, der alten, jetzt verwitweten Mutter und den übrigen armen Verwandten, eine für sie sehr bedeutende Unterstützung zufließen lassen konnte. Während auf diese Weise sein edles und frommes Herz der schönsten Freude in Erweisung kindlicher Dankbarkeit genoß, strebte er auch, getrieben von dem einwohnenden Geiste, nach dem Glanze, den die Musen verleihen, und widmete ihnen jede Stunde, welche seine Berufsarbeiten frei ließen.

Der Dichtkunst huldigend, verließ Marmontel, auf Voltaire's Anweisung und Rath, das dunkle Land und zog nach dem strahlenden Paris, wo er als Hofmeister in einem reichen Hause Unterkommen fand. Durch seine Gedichte ward er dem königlichen Hofe bekannt und erhielt bald eine Anstellung, welche ihm nicht nur einen anständigen Gehalt, sondern auch, außer zwei Geschäftsstunden, die ganze übrige Zeit frei gab. Seine schönen Mußestunden benutzte Marmontel zur Verfassung seiner moralischen Erzählungen. Dieses einzige Werk war die feste Säule seines künftigen Glückes. Er erhielt bald die Redaction des Mercure de France, welche ihm jährlich 6000 fl. Conv. Münze einbrachte, und ward im Jahre 1763 von der französischen Akademie zum Mitglied erwählt. Nun erstieg er durch das Werk Belisar, welcher Fürstenspiegel ganz Europa entzückte, den Gipfel seines Ruhmes. Ludwig XVI. erhob ihn zum Geschichtschreiber von Frankreich; und um diesen glücklichen Tagen die Krone

aufzusetzen, fand er auch in der liebenswürdigen Nichte des berühmten Morellet eine treue, durch jeden Schmuck ihres Geschlechtes ausgezeichnete Lebensgefährtin.

Selten sind Männer, welche in der öffentlichen Bahn des Ruhmes voranschreiten, in ihrem häuslichen Leben glücklich. Die Mäßigkeit, Bedachtsamkeit und unerschütterliche Rechtlichkeit des weisen und guten Marmontel hielt auch in dem heimischen Kreise seiner Familie sein hochgestiegenes Glück fest. Wahrhaft rührend ist die treue Zuneigung, mit welcher er seiner Gattin in allen Lebensverhältnissen bis zu seinem späten Tode ergeben blieb. Die Widmung der Gesammtausgabe seiner Werke an seine Lebensgefährtin spricht dieses Gefühl lebendig und herzlich aus. Ich führe einige Stellen daraus an:

„Dieser Beweis meiner Zärtlichkeit und Verehrung für Dich, geliebtes Weib! Damit unsere Kinder meine Stimme über Dich noch dann vernehmen, wenn ich nicht mehr bin, von mir erfahren, wie viel Dank, Ehrerbietung und Liebe sie dir schuldig sind! Sie sollen es wissen, wie du von ihrer Geburt an, mit frommer Treue die heiligen Mutterpflichten erfüllt, wie ihre Spiele und Liebkosungen deine Erholung und deine Feste waren. Sie sollen es wissen, daß ihr Vater, die über seine spätern Jahre verbreitete Heiterkeit nur dir verdankt; daß du, indem du in des Lebens Blüthe, mir, als mein Pfad schon bergab ging, die Hand gereicht, deinen Ruhm darin fandest, mich zu bessern,

indem du mich glücklich machtest. — Hoheit der Gesinnungen und Zartgefühl, natürlich und gebildet, streng nach Grundsätzen, aber voll Nachsicht und Güte, sich selbst verläugnend, immer voll zarter Aufmerksamkeit für Andere; sanfter, schüchtener Stolz, der nie beleidigt, nur sichert gegen Beleidigungen Anderer; jene Reinheit, jene Einfalt des Betragens und des Wortes, die jedes Mißtrauen verscheucht, Wohlwollen und Achtung erzeugt; keine Spur von Geiz oder Neid; schuldlose Freude bei Auffindung der Mittel zu gefallen; endlich ein mildes Herz für Unglückliche, edelmüthige Wohlthätigkeit bei sehr beschränkter Lage, ein Herz, deßgleichen ich allen Königen der Welt wünschen möchte, um Freude und Glückseligkeit um sich her zu verbreiten. — Dieses sind die Eigenschaften der Frau, welche der Himmel mir — der Mutter, welche der Himmel meinen Kindern geschenkt hat!"

Diese herzlichen Ausdrücke schildern mehr, als jede andere Beschreibung das häusliche Glück des gefeierten Dichters. Allein während unter seinem Dache die Blume der Freude blühte, war in Paris ein schreckliches Ungewitter aufgegangen, der Königsthron umgestürzt worden. Marmontel benahm sich in dieser gefährlichen Lage, eines edlen Franzosen ganz würdig. Der Haß der Aufrührer traf auch ihn, dessen Ruhe und Mäßigung übel zu ihren wilden und zügellosen Gesinnungen paßten. Mit Mühe entging er dem Lose einer schrecklichen Verbannung; verlor aber in diesem Sturme

sein beträchtliches Vermögen. Nun bewies er es, daß Geld und Gut allein nicht des Weisen Glück gründen; kehrte arm, wie er gekommen, in seinen ländlichen Zufluchtsort zurück, suchte und fand abermal in der Beschäftigung mit den Wissenschaften, in der Erziehung und Belehrung seiner Kinder und in dem Umgang mit der treuen, ihn sorgsam pflegenden Gattin Trost und Ruhe, welche ihn ununterbrochen, bis zum letzten Tage des Jahres 1799 beglückte und erhob, wo ihn ein Schlagfluß traf, und er im sieben und siebzigsten Jahre seines Alters, Gott ergeben, und den Blick, hoffend auf ein besseres Jenseits gerichtet, als ein guter Mensch und Christ, schmerzlos und sanft in das Land des Friedens hinüberging.

VI.

Toussaint l'Ouverture,

französischer Obergeneral auf Domingo.

Wenn ein Mensch unter dem Drucke der Noth alle die zahlreichen Hindernisse besiegt, welche die Armuth der Ausbildung seines Geistes entgegen thürmt, so verdient er gewiß unsere Bewunderung; wenn sich aber zu der schwer lastenden Dürftigkeit noch der Mangel des höchsten menschlichen Glückes, der Freiheit, unheilbringend gesellt; wenn ein unglücklicher Neger als verachteter Sclave, unter den niedrigsten Arbeiten, ohne Lehrer oder sonstigen Unterricht, sich durch sich selbst

bildet, und während seine müden Glieder in dem Schlamme der Erde nach Schätzen für die Befriedigung fremder Geldgier wühlen, mit den Flügeln seines Geistes sich zu den bezaubernden Höhen der Bildung noch aufschwingt, — dann faßt uns, bei solchen Wundern des Sieges über ein grausames Schicksal, das gerechteste Erstaunen, welches keine Worte beschreiben.

Toussaint gehört unter die Reihe jener außerordentlichen Menschen, für welche die Umstände nichts, Selbstthätigkeit und Fleiß aber Alles gethan haben. Er war am Cap-Français als Sclave geboren. Ohne allen Unterricht lernte er unter den niedrigsten Beschäftigungen, durch seine eigenen Versuche, lesen und schreiben. Erst als er das zehnte Jahr überschritten hatte, wurde der Oberaufseher der Plantagen, von Libertas, durch den Pfarrer Savier auf des Knaben Talente und Durst nach Kenntnissen aufmerksam gemacht. Alles, was er nach dieser Empfehlung für den Unglücklichen that, war, daß er ihn zu seinem Kutscher ernannte und ihm öfters den Zutritt in seine Bibliothek gestattete.

Die letzte Bewilligung war für Toussaints Lernbegierde das Höchste, was er gewünscht und erwartet hatte. Mit glühendem Eifer warf er sich auf die Lecture philosophischer und mathematischer Schriften; hier machte er sich mit der Staats- und Kriegswissenschaft bekannt; hier lernte er jene Ansichten über Völkerglück und Menschenrechte kennen, die er

nachmals mit Scharfsinn in Anwendung brachte, so daß er nach dem einstimmigen Urtheil seiner Zeitgenossen und Nachkommen, die Talente eines Feldherrn und Gesetzgebers mit Edelmuth, Rechtsinn und Menschlichkeit auf eine wunderbare Weise vereinte.

Indessen war in jenem Alter, wo die ersten Schritte zu einer Glücksbahn schon gemacht sein sollten — im 25. Lebensjahre — Toussaint noch nichts mehr, als ein Kutscher und Sclave; er hatte sich in diesem Zustande verheirathet, und wäre vielleicht trotz seinen Talenten in dieser traurigen Lage sein ganzes Leben über geblieben, hätte nicht ein besonderer Zufall ihn unversehens seiner höheren Laufbahn entgegengeschleudert.

Toussaint fuhr öfters Sclavenaufseher, die aus benachbarten Colonien zu seinem Gebieter gekommen waren, wenn sie, um die Arbeiten zu besichtigen, an den Ort ihrer Bestimmung zurückkehrten. Viele aus ihnen waren grausam und hart gegen die Neger. Gewahrte nun Toussaint die unmenschlichen Gewaltthätigkeiten der Willkür und des Uebermuthes, so blutete sein Herz, es kämpften seine Muskeln, und Zorneswuth blitzte im Feuerauge. So sah er einst auf einer Plantage eine geschwächte Negerin, welche nur mit vieler Mühe ihre Hacke mehr hob und in der Arbeit um einige Schritte zurückblieb, von einem Aufseher grausam mißhandeln. Nach wenigen Streichen stürzt die Unglückliche mit einem Jammergeschrei zu Boden und

der weiße Wütherich fährt fort, auf die sich Krümmende loszuhauen. Da kann sich Toussaint nicht länger mehr halten. Er vergißt, daß er selbst noch Sclave ist, springt hervor, ergreift mit nerviger Faust den erschrockenen Aufseher, wirft ihn zu Boden und ruft mit fürchterlicher Stimme: Halt' ein, Unmensch, ist dir dein Leben lieb!" — »»Wer bist du, Schwarzer?«« entgegnete der Wütherich zornglühend und bebend; „Ein Mensch, wie du!" donnerte ihm Toussaint zu, „und jene, die du so grausam behandelst, eben so gut!"

Nach diesem Schritte wagte er es nicht mehr, zu seinem Herrn zurückzukehren. Er entfloh und ward Negersoldat. Hier begann die Laufbahn seines Glücks; er stieg, ausgezeichnet durch Muth und Geisteskräfte, immer schneller empor und ward nach mannigfachen ausgezeichneten Schicksalen schon im Jahre 1795 zum Divisionsgeneral ernannt. In dieser Stelle entwickelte er eben so viel Genie als Kenntniß der Kriegskunst, zeichnete sich aber stets durch menschliche Gesinnungen und Gerechtigkeitsliebe aus. Er rettete in den bei dem allgemeinen Negeraufstande erfolgten Gräueln auf Domingo aus Dankbarkeit seinem ehemaligen Gebieter das Leben; bewies sich späterhin als Gouverneur und Obergeneral so anhänglich an Frankreich, dessen Interessen er selbst bei dem allgemein ausgebrochenen Aufstand noch vertheidigte, daß er mehr Vertrauen verdient hätte, als ihm das Directorium, von seinen Feinden getäuscht, beweisen haben wollte.

Er starb endlich, nach Frankreich gebracht, in der Festung Jour bei Besançon im 58. Jahre seines Alters, nicht ohne Verdacht eines gewaltsamen Todes. Toussaint war gewiß ein höchst seltener Mann. Sein für den Krieg, wie für den Frieden gleich fähiges Genie verband in der Gefahr jene Kaltblütigkeit der Anordnung mit dem Feuer der Ausführung, ohne welche nichts Großes gelingen kann. Sein Körper war gewandt; sein Anstand edel und kräftig; sein Gesicht voll Ausdruck; sein Blick rasch und durchdringend; seine ganze Haltung Aufmerksamkeit gebietend. In seinen Genüssen war er mäßig; in seiner äußern Erscheinung liebte er Pracht und Glanz. Seine Landsleute verehrten und bewunderten ihn bis zur Schwärmerei. Zum Beweise die Worte auf einer Goldmünze unter seinem Bilde, welche die Neger auf Domingo geprägt: „Après le Dieu, c'est lui."

VII.

Johann Gottfried v. Herder,

Präsident des großherzoglich Weimar'schen Oberconsistoriums.

Welcher Deutsche nennt diesen Namen nicht mit Ehrfurcht, und wer aus den Gebildeten hat Herder's allumfassendem Geiste nicht gehuldigt? Seine herrlichen, Menschenliebe athmenden Werke glänzen als Sterne erster Größe am Dichterhimmel der Deutschen, und die unvergänglichen Denkmale seines Geistes werden auch noch die späteste Nach-

welt zur Begeisterung für das wahrhaft Schöne und Große entflammen.

Und dieser Mann war der Sohn eines armen Cantors, war weder durch Erziehung noch äußere Umstände begünstigt worden! Der Vater legte der wissenschaftlichen Ausbildung seines Sohnes, den er für die Musik zu gewinnen wünschte, große Hindernisse in den Weg und wollte ihm, außer der Lectüre des Kirchengesangbuches, durchaus kein anderes Buch gestatten. Ein unersättlicher Wissenschaftsdurst trieb aber den jungen Herder nach andern Quellen, obgleich er alle die Bücher, die er sich zu verschaffen suchte, verstohlen lesen mußte. Die Güte eines Predigers, welcher den wißbegierigen Herder an dem Unterrichte, den er seinen eigenen Söhnen im Latein und Griechischen gab, Antheil nehmen ließ, gründete des Knaben künftiges Glück. Seine schöne Bildung und sein Anstand gewannen ihm die Herzen. Ein russischer Wundarzt erbot sich, ihn mit sich nach Petersburg zu nehmen und dort die Chirurgie studiren zu lassen. Herder, der an seinem Fortkommen im Vaterlande verzweifelte und keine Aussicht hatte, seinen Lieblingsstudien leben zu können, entschloß sich dazu. In Königsberg fiel er schon bei der ersten Section eines Leichnams in Ohnmacht.

Kant und andere Gelehrte, welche das schlummernde Talent des Jünglings erkannten, nahmen sich nun des Unglücklichen an. Herder entschloß sich, Theologie zu studieren. Auf den Dornen der Noth

wandelnd, trieb er, als der Aermste der Königsberger Studenten, die Theologie in einem hohen Sinne und Geiste; und versenkte sich, zugleich von dem edelsten Eifer, den Kreis seiner Kenntnisse immer mehr zu erweitern, erfüllt, in die Tiefen der Philosophie und Geschichte.

Hierauf gab er seine „Fragmente über deutsche Literatur" und „die kritischen Wälder" heraus, wodurch er im Kurzen einen bedeutenden Ruf gewann. Nun war ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet; denn — nichts ist mehr wahr: das wahre Genie kann nur kurze Zeit über verkannt und erdrückt werden.

Herder erhielt einen Ruf nach Petersburg als Inspector der Petrischule, den er aber ablehnte; ward dann nach mehren andern Anstellungen als Consistorialrath und Hofprediger nach Straßburg; endlich in Folge seiner Freundschaft mit dem Dichterfürsten Göthe als Generalsuperintendent nach Weimar berufen.

Weimar, unter Amalien's und August's Regierung, damals das deutsche Athen, war gewiß der Ort, wo der geniale Herder den ganzen Reichthum seines Geistes entfalten; und nicht allein ungestört, sondern auch befördert und vielfach angeregt, die schönste Wirksamkeit äußern konnte. In dieser glücklichen Periode reiften die herrlichsten Früchte seines Geistes: „Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," — seine Poesien, Paramythen, seine zart- und tiefsinnigen Parabeln.

Geliebt und geehrt von einem der würdigsten Fürstenhäuser, erhielt er viele öffentliche Beweise der Anerkennung seiner Verdienste; wurde im Jahre 1793 Vice-Präsident, im Jahre 1801 Präsident des großherzoglichen Oberconsistoriums, und hierauf von Baierns kunstliebendem Regenten in den Adelstand erhoben.

So wirkte Herder rastlos für das Gute; erhob und beförderte Talente; verbesserte das Schul- und Unterrichtswesen; stiftete viele segenreiche Anstalten, bis ihn am 18. December 1803 in seiner schönen Wirksamkeit der Tod überraschte.

Die Humanität war Herders Göttin; auf sie bezog er Alles, für sie wirkte er mit rastlosem Eifer. Er war ein vollherziger, überaus edler und kräftiger Mensch. Kurz und bezeichnend enthält die Gedächtnißtafel, von dem Großherzoge selbst auf sein gesegnetes Grab gelegt, nichts, als die sinnreichen Worte:

Licht, Liebe, Leben.

So einfach dieses Grabmal auch ist, so werden doch alle Besucher desselben von einem angenehmen und freundlichen Gefühle, bei dem Andenken an das Verdienst dieses Dichters, ergriffen. Denn man verweilt, um mit Irwing zu reden — gern bei dem Denkmal eines verdienstvollen Schriftstellers, wie bei den Gräbern von Freunden und Bekannten. Es besteht zwischen dem Dichter und Leser eine Art von Gemeinschaft. Andere Leute werden der Nachwelt nur durch die Geschichte bekannt, welche immer schwächer und dunkler wird; dagegen bleibt die Ver-

bindung dem Schriftsteller und seinen Zeitgenossen beständig neu, lebendig und unmittelbar. Er hat für sie mehr, als für sich selbst gelebt; er hat die ihn umgebenden Genüsse aufgeopfert und sich den Ergötzlichkeiten des geselligen Lebens entzogen, um desto genauer sich mit entfernten Gemüthern und entfernten Zeiten zu befreunden. Wohl mag die Welt sich seinen Ruhm angelegen sein lassen; denn er hat ihn nicht durch Gewaltsamkeiten und Blutvergiessen, sondern durch die, ihr ruhig bereiteten Genüsse erworben! Wohl mag die Nachwelt gerecht gegen sein Andenken sein; denn er hat ihr eine Erbschaft hinterlassen, die nicht aus leeren Namen und hochtönenden Thaten, sondern aus ganzen Schätzen von Weisheit, den hell funkelnden Edelsteinen von Gedanken und den goldenen Adern der Sprache besteht.

VIII.

Joseph Hartl Edler von Luchsenstein,

k. k. wirkl. Hofrath.

(Geboren 1758. Gestorben 1822.)

Einer der besten, geistreichsten und edelsten Männer der kurz entschwundenen Zeit, lehrreich und merkwürdig in seiner durchlebten Bahn für Jeden, der im Begriffe steht, in die Welt einzutreten, und indem er nützlich für Andere wirkt, auch sein Glück nicht zu versäumen wünscht.

Joseph Hartl war der zweitgeborne Sohn eines nicht sehr bemittelten Handelsmannes in Wien, der lange Jahre hindurch im Gewölbe zum Spiegel (am Graben) seine kleinen Handelsgeschäfte betrieb und größtentheils selbst besorgte. Dieser war ein einfacher, nicht sehr gebildeter Mann, der seinen Söhnen die bestmögliche Erziehung geben und sie endlich die Hochschule besuchen ließ. Sein Erstgeborner starb während der Studien; Joseph aber vollendete die Rechte mit gutem Erfolge und nahm bei einem k. k. Hofagenten die Praxis, wo er mehre Jahre ohne pecuniären, aber mit vielem praktischen Nutzen für seinen künftigen Beruf, mit Fleiß und Eifer, ohne glänzende Aussichten arbeitete. Sein Vater starb und nicht gering war des Sohnes Erstaunen, da er nach Einsicht der Rechnungsbücher desselben, den Schuldenstand desselben über 10,000 fl. C. M. größer, als den väterlichen Nachlaß fand. Das Andenken seines Vaters war dem guten Sohne zu theuer, um den Ruf des Verblichenen durch die Erklärung eines Bankerottes zu beflecken. Er rief die Hauptgläubiger des Vaters zu sich, schlug die Bücher auf, wies den Nachlaß bis zum letzten Heller aus, und beschwor sie, seines Vaters Ehre nicht im Grabe zu schänden. An der Stufe zu einem öffentlichen Amte — er hatte von dem unsterblichen Kaiser Joseph II. eine der erledigten österreichischen Hofagentenstellen erhalten — erklärte er sich bereit, die Schulden seines Vaters in langen Fristen zahlbar zu übernehmen, wenn dessen

Ruf geschont werden würde. Die vorsichtigen Gläubiger, nachdem sie sich überzeugt, daß sie auf dem Wege des Fallitments schlimmer davonkommen würden, nahmen mit der Erklärung, des Verstorbenen Andenken heilig zu achten, die Bürgschaft des Sohnes an.

Wahrlich, ein nichts weniger als glänzender Anfang einer Laufbahn, welche kein Anderer ohne ein bedeutendes Vermögen anzutreten gewagt haben würde! Ohne Freunde, ohne Geld, mit einer Bürgschaft für 10,000 fl. belastet, keinen öffentlichen Gehalt, ganz auf seine Kenntnisse, seinen Fleiß und den Zufall hingewiesen; — in solcher Lage nicht den Muth zu verlieren, aus so bedenklicher Stellung bald darauf ehrenvoll, einflußreich und mit irdischen Gütern gesegnet, hervorzutreten; — solch' ein Erfolg darf allerdings bewundert, als ein seltenes Beispiel für die Nachwelt aufbewahrt werden!

Hartl begann seine Agentie mit jenem Muthe, den innere Kraft und ein für alles Gute loderndes Feuer verleiht. Mit dem Leichtsinne der Jugend übersah er alle Schwierigkeiten, fest von dem Grundsatze ausgehend, daß, was Einer einmal erreicht hat, Andere gleichfalls wieder erreichen können. — Wenn er jedoch nichts, als seine Kenntnisse und seinen Fleiß besessen, wenn er mit diesen unschätzbaren Tugenden nicht den richtigen Takt verbunden hätte, mit Menschen aus allen Ständen und von jeder Bildung angenehm und leicht zu verhandeln, in die Ge-

sinnungen Anderer einzugehen, die Menschen, ohne daß sie es ahneten, mit den kräftig erfaßten Zügeln ihrer Leidenschaften zu leiten; wenn er als ein lebenskluger Staats- und Geschäftsmann nicht mit Zartheit und Ueberlegung, Ruhe und Festigkeit, das einmal aufgestellte Ziel zu verfolgen verstanden hätte, so würde er, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Elende gestorben, unbetrauert in die Grube gesenkt und längst schon vergessen worden sein.

Mehr noch als Kenntnisse und Fleiß hat diesem Manne Weltklugheit und Menschenkenntniß genützt. Alle, welche bei den Hofstellen etwas zu suchen hatten und sich nicht selbst zu vertreten wußten, traten vor dem jungen fein gebildeten Mann hin, der aber nicht bloß mit Worten sich fügsam, gefällig und dienstfertig bewies, sondern auch zu jeder Zeit durch die That, sich als ehrlicher Mann, als Kenner seines Faches, als Freund der Menschheit bewährte. Indessen viele seiner Collegen barsch, hochfahrend, und großthuend die Parteien verscheuchten, zog er sie durch Liebenswürdigkeit, Solidität und wahre Menschlichkeit an. Zu dem Allen gesellte sich das Glück bei einigen bedeutenden Unternehmungen; und bald waren nicht nur des Vaters Ehrenschulden getilgt, sondern auch seine Casse gefüllt! Um zur Begründung eines bedeutenden Vermögensstandes nichts zu versäumen, wußte er bei seiner zweimaligen Verehelichung — denn seine erste Gattin starb nach wenigen Jahren — mit aufrichtiger Neigung die Glücksumstände

zu verbinden; er heirathete Frauen, deren Vermögen seinem bereits erworbenen gleich kam, oder es noch übertraf. So wurde Hartl reich.

Nur wer sein Vermögen auf rechtem Wege erwirbt, vermag es zu erhalten und zu vermehren; und nur der wird damit wahrhaft glücklich, der davon einen weisen und der Menschheit nützlichen Gebrauch macht. Die schönen Denkmäler der Hartl'schen Humanität sind: Die Gründung des Pensions-Institutes des Theaters an der Wien (1811.) — Die Gründung eines Central-Vereines zur Unterstützung der Nothleidenden (Wohlthätigkeits-Hofcommission 1817.) — der k. k. Arbeits- und Besserungs-Anstalt in Wien; der durch die Größe seines Fonds und die Erhabenheit seines Zweckes so merkwürdige Verein zur Unterstützung verwundeter Soldaten aus den Jahren 1814 und 1815; — die durch seine Idee und seinen Beitritt von fünf Interessenten aufgeführte erste Baumwoll-Spinnfabrik zu Pottendorf und das damit vereinte Lehr- und Erziehungs-Institut.

Eine solche Wirksamkeit konnte nicht ohne Anerkennung von Seite des Fürsten und Vaterlandes bleiben; Hartl wurde mit dem Prädikate v. Luchsenstein in den Oesterreichischen, Kärnthner- und Steiermark'schen Ritterstand aufgenommen; darauf zum k. k. Regierungs-, endlich zum k. k. wirklichen Hofrath ernannt. Seine Majestät der höchstselige Kaiser Franz I. verliehen ihm aus eigenen

Antriebe (1815) das Ritterkreuz des Leopoldordens. Die Stadt Wien, ja sein ganzes Vaterland, beeiferte sich, dem edlen Manne, dem Freunde der Unglücklichen, dem Helfer und Schützer der Armen, Beweise der Liebe und Achtung zu geben.

Mitten in seiner von Freude und Glück umstrahlten Laufbahn ereilte den Würdigen ein Schlagfluß, der ihn schnell und schmerzlos in eine bessere Welt zum höheren Lohne so edlen Wirkens geführt. Groß war die Theilnahme bei seinem Ende. — Das von ihm hinterlassene Vermögen betrug, trotz seiner Mildthätigkeit und seinem auf dem loyalen Grundsatze: „Sich und Andern," beruhenden Haushaltungsprincip, noch eine Million Gulden in C. M. — Segen seiner Asche!

IX.

Johann Friedrich Freiherr von Schröder,

k. k. Feldmarschall-Lieutenant.

Groß ist die Anzahl derjenigen Männer, welche von der Pike auf dienend bis zu den ersten Würden des Militärstandes steigen. Trotz den nöthigen Beschränkungen, welche das Vorrückungsrecht nach den Jahren der Dienstzeit und besonders nach der strengen allgemeinen Norm, die im Militär nur in den äußersten Fällen überschritten wird, dem Avancement vom Gemeinen bis zum Offizier, und von

diesem bis zum General unübersteiglich scheinende Hindernisse in den Weg legen: haben doch so Viele durch Tapferkeit, Genie und aufopfernden Fleiß in diesem ehrenvollen Stande die höchste Stufe erreicht und sich aus der Dunkelheit des Lebens in eine glanzvolle Höhe des Ruhmes und eines unsterblichen Namens geschwungen. Unter diese außerordentlichen Männer zählen wir auch den vor ungefähr 30 Jahren in Ollmütz verstorbenen k. k. Feldmarschall-Lieutenant Johann Friedrich Freiherrn von Schröder.

Johann Friedrich Schröder, zu Berlin von armen Aeltern geboren, wurde in frühen Jahren Waise und hatte auf seiner Studienlaufbahn mit den größten Entbehrungen zu kämpfen, die sein jüngerer Bruder redlich mit ihm trug und theilte. Bei aller äußeren Noth blieben sie den Wissenschaften treu. Johann studirte die Rechtsgelehrsamkeit, dabei als Lieblingsstudium der Mathematik huldigend; Wilhelm die Arzneikunde, und Beide trösteten sich über die Bedrängnisse der Gegenwart mit dem hoffnungsreichen Blick in die Zukunft. Diese Hoffnung schien aber in ihrem Vaterlande nicht in Erfüllung gehen zu sollen; denn als sie ihre Studien vollendet hatten, stand es schlimm mit der erwarteten Versorgung. Jugendlicher Unternehmungsgeist rieth ihnen, zu versuchen, ob es nicht im Auslande besser gehen dürfte. Die österreichischen Staaten standen schon damals, wie auch jetzt noch, im Rufe, daß es dort wohfeilen Lebensunterhalt, gute Men-

schen und vielfache Gelegenheit selbst für Ausländer gebe, sich emporzuschwingen und Glück zu machen. Die beiden Schröder packten ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, reiseten nach Regensburg, und von dort auf der Donau nach Wien.

Hier, in der geräuschvollen, prächtigen Kaiserstadt sahen sie sich verloren, wie zwei Tropfen im Meere. Ohne Gönner, ohne Empfehlung, ohne Freund und sonstige Hilfe, sahen sie sich auch hier bald auf jenen Stufen des Elends, dem sie in Preußen entflohen zu sein wähnten. Der jüngere Schröder war daher gezwungen, das Anerbieten eines Engländers, der an ihm Kenntnisse der Naturgeschichte bemerkte, zu einer Reise nach den ungarischen Bergwerken, mit der Zusage, auf derselben frei gehalten zu werden, anzunehmen, so schmerzlich ihm auch die Trennung von seinem Bruder Johann fiel und so kurz die Frist, in der er von der größten Sorge befreit bleiben sollte, sich ihm darstellen mochte. Johann blieb in Wien zurück und fand endlich bei einem geizigen Advocaten den kümmerlichen Dienst eines Schreibers, in dem er die herabwürdigendste Behandlung, ja selbst Verfolgungen seines Glaubens und Vaterlandes wegen zu ertragen hatte. Auch dieser Erwerbzweig sollte versiegen; denn als er ihm einst sein Päcklein Abschriften überreichte, wurde er mit vier Siebzehnern abgelohnt und ihm zugleich bedeutet, daß man seiner weiteren Dienste nicht mehr bedürfe. Unerwartet bot sich ihm ein neuer Nahrungszweig dar. Schröder machte die Bekanntschaft einiger Kanoniere, welche sich

weidlich über ihren Professor der Mathematik beklagten, dessen Vorträge ihnen so unverständlich blieben.

„Es sei eine verzweifelte Sache um die liebe Mathematik, die sich so schwer verstehen und behalten ließe," meinten sie; Schröder entgegnete: „„daß sie diesem herrlichsten aller Studien unrecht thäten, wenn sie es so unbedingt schmähten; es sei nur dann schwer, wenn es dunkel vorgetragen würde."" Zum Ende erbot er sich, den armen Feuerwerkern jene Abtheilung der Mathesis, über welche sie solche Klage führten, in wenigen Stunden beizubringen. Es wurde die Abrede getroffen, daß die Soldaten in seine Wohnung kommen und den Unterricht bei ihm nehmen sollten. Die Feuerwerker erschienen pünctlich. Schröder begann seine Vorlesung; die Zuhörer verstanden ihn trefflich, und keine seiner Erklärungen fiel auf fruchtlosen Boden.

„Herr!" hob am Ende der Correpetitionsstunde Einer der Zuhörer an, „die heutige Probe überzeugt uns, daß Sie leisten können, was Sie uns versprochen haben. Viel hab' ich nicht übrig, aber die Hälfte meiner Löhnung gäb' ich mit Freuden hin, wofern Sie uns diese Vorlesungen fortsetzen wollten."

Der Vertrag wurde geschlossen, die Kanoniere fleißig unterwiesen und in ihrer Wissenschaft so weit gebracht, daß sie, die Einzigen aus ihren Mitschülern, bei der Prüfung vortrefflich bestanden und die Aufmerksamkeit des commandirenden Feldzeugmeisters Fürsten Wenzel von Liechtenstein, welcher an der Spitze des Artillerieweesens stand,

auf sich zogen. Der thätige in allem Guten unermüdete Fürst rief einen dieser braven Soldaten vor, befragte ihn über Manches und staunte nicht wenig, als er von einem preußischen Studenten hörte, welcher die Grundlehren der Mathematik so verständlich vorgetragen und sie vor allen Uebrigen zu solchen Fortschritten gebracht habe. Der Fürst sandte sogleich zu Schröder und ließ ihn für den nächsten Morgen zu sich bescheiden.

Schröder kam; der Fürst empfing ihn mit leutseliger Güte, erkundigte sich nach seinen Umständen und der Ursache seines Hierseins; ging dann ernstlich auf die Wissenschaften über, legte verschiedene Fragen vor — die alle gut und treffend beantwortet wurden. Die Miene des Fürsten wurde immer heiterer. „Aber warum wählen Sie mit Ihren Kenntnissen nicht gerade den Militärstand statt der Feder? Mit einiger Unterstützung könnten Sie es noch weit bringen!"

„„Eure Durchlaucht! das letzte ist es eben, was mich davon abhielt. Ich habe nicht das geringste Vermögen, noch irgend Verwandte oder Freunde, auf deren Unterstützung ich zählen könnte. Hier bin ich völlig fremd, und in meinem Vaterlande scheinen Offizierstellen ein Erbtheil des Adels geworden zu sein.""

„Und doch könnte hier eher dazu Rath werden. Junger Mann! haben Sie Eifer und Lust, Ihre zur Taktik nützlichen Kenntnisse zu erweitern, so will ich statt zwanzig Vettern und Gönnern für Sie sorgen. Fühlen Sie Vertrauen zu mir?"

„„Alles, was ich je von Eurer Durchlaucht gehört und gesehen, war so ruhmwürdig, daß es hierüber nur Eine Stimme geben kann, wie unbezweifelt glücklich Derjenige zu preisen wäre, der sich Höchstihrer Gunst und Gnade zu schmeicheln vermöchte!““

„Gut; Sie müssen aber auch mit dem zufrieden sein, was ich über Sie verfüge. Bei meinem Corps — das bleibt unabänderliches Grundgesetz — tritt jeder, zumal ein Fremder, als Gemeiner ein.“

Schröder stutzte; die Offiziere, welche neben ihm standen, winkten ihm, der Forderung des Fürsten, die nur eine Prüfung sei, zu genügen. Er besann sich noch einige Secunden und dann gab er freilich mit etwas zitterndem Tone zur Antwort. „„Eure Durchlaucht können besser als ich wissen, was mir nützlich sei. Ich übergebe mich denn mit Leib und Seele, so lange noch Blut in meinen Adern rollt, Ihrem Befehle.““

„Der Freiwillige ist also geworben!“ sprach der Fürst lächelnd; „Man lasse ihm eine Cadetten-Uniform anmessen; morgen muß sie fertig sein, und dann, mein Sohn, zeige dich wieder bei mir.“

Mit Tausend verwirrten Gedanken und Tausend Zweifeln erfüllt, trat Schröder den Rückweg nach Hause an. Ob dieß der Schritt zu einem besseren Geschicke, ob es der Weg zu größerem Elende sei? So geht es in den Lebensepochen der meisten Menschen, ein Wink der Vorsehung, als bedeutungslo-

ser Zufall sich darstellend, entscheidet, und der Würfel ist geworfen.

Am nächsten Tage traf die Uniform pünctlich ein. Schröder stellte sich dem Fürsten vor, der ihn nun mit jener strengen militärischen Haltung empfing, welche die Rangstufen des Soldatenstandes so schneidend bezeichnet. „Gut, recht gut," hieß es; „der Dienst wird übermorgen erst für Ihn beginnen. — Noch eins: Speise der Herr morgen bei mir. Halb zwei Uhr die Stunde! Verstanden?"

Schröder verbeugte sich und ging. Am andern Morgen verwies ihn, als er sich zur bestimmten Stunde im Hotel des Fürsten einfand, der Portier an den Haushofmeister, der seiner schon gewartet zu haben schien, und ihn äußerst artig bewillkommte. Nach einem ziemlich langen freundlichen Gespräche über seine Verhältnisse und die Hoffnungen, welche der neue Stand biete, rief jener, als fahre ihm plötzlich ein Gedanke durch den Sinn: „Diese Uniform, die Sie ganz wohl kleidet, sitzt doch nicht ganz knapp. Seine Durchlaucht sehen auch viel auf die Adjustirung. Im Nebengemache liegt eine neue Uniform, welche Ihnen vollkommen passen müßte; machen Sie den Scherz und ziehen Sie selbe an!"

Bei diesen Worten öffnete er die Thür eines Cabinetes, und Schröder folgte ihm aus Neugierde mehr, als mit dem Willen, in einen so sonderbaren Vorschlag einzugehen. Doch als er hier eine vollständige Offiziers-Uniform ausgebreitet sah, stutzte er, auf die wiederholte Zumuthung des Haushofmei-

sters erwiedernd: „„daß er sie nicht anziehen könne, noch dürfe; daß Seine Durchlaucht eine solche Anmaßung äußerst übel nehmen, ihm dieß für eine Kühnheit, welche Demüthigung und Strafe verdiente, auslegen würden.““

„Aber Sie sind heute als Gast zur fürstlichen Tafel geladen!“ sagte der Haushofmeister.

„„Allerdings.““

„Und Sie wissen nicht, daß an solcher nur Offiziere speisen dürfen? Vernehmen Sie denn, es ist der Wille des Fürsten, daß Sie diese Uniform anziehen.“

Diese bestimmte Erklärung brachte den armen Schröder in nicht geringe Verlegenheit. Noch zagte er, an eine so schnelle Beförderung kaum im Traume denkend; zog endlich auf das fortgesetzte Zureden des Haushofmeisters die Offiziers-Uniform an, und folgte dann seinem Führer mit Tausend sonderbaren Gedanken im Kopfe, in den Speisesaal. Aller Augen sahen auf ihn; aber kaum erblickte ihn der gütige Fürst Liechtenstein, so rief er ihm freundlich entgegen: „Willkommen, Herr Lieutenant! die Uniform kleidet Sie trefflich.“

Noch an selbem Tage erhielt Schröder ein Geldgeschenk, um die zu seinem neuen Stande nöthigen Bedürfnisse herbeizuschaffen. Er trat seine Laufbahn als Lehrer der Mathematik in der Bombardier-Schule an; leistete, was in seinen Kräften stand, und zeichnete sich durch Kenntnisse, Solidität, Fleiß und Diensteifer unter seinen Mitoffizieren vorzüglich aus.

Bald wurde er zum Adjutanten des Fürsten, dann zum Hauptmanne, endlich zum Major ernannt. — Schröder war eines so ausgezeichneten Glückes vollkommen würdig, und selbst die Eingebornen ließen dem Ausländer die Gerechtigkeit widerfahren, daß sein schnelles Emporrücken nichts als gerechte Folge so großer Verdienste, so wackeren Muthes, unbestechlicher Rechtlichkeit, Treue gegen Fürsten und Vaterland sei.

Eine ganz andere Laufbahn ward seinem Bruder Wilhelm zum Lose. Dieser, schon in Preßburg von jenem Engländer, der ihn mit sich nach Ungarn genommen hatte, verlassen, sah sich der drückendsten Noth Preis gegeben. Fast bettelnd schleppte er sich an der Gränze bis nach Felsberg in Mähren fort, wo er im dortigen Kloster der barmherzigen Brüder Aufnahme und einige Unterstützung fand. Die Zutraulichkeit, die er zu diesem Orden gefaßt hat, der sich bekanntlich mit der Krankenpflege beschäftigt, und wahrscheinlich auch die hilflose Lage, in welcher er sich befand, vermochten ihn endlich, in den Orden selbst einzutreten und — ein barmherziger Bruder zu werden.

In seinem neuen Stande konnte er denn nun von den medicinischen Studien, welchen er sich früher gewidmet, Nutzen schöpfen und sie selbst weiter vervollkommnen. Er erwarb sich wirklich im Kurzen sehr schätzbare practische Kenntnisse und durch diese auch einen weit verbreiteten Ruf. Bruder Firmian, denn diesen Klosternamen hatte man ihm beim Ein-

tritt in den Orden gegeben, zeichnete sich vor Hunderten seines Gleichen aus und ward endlich zum Prior ernannt.

Felsberg ist eine fürstlich Liechtenstein'sche Herrschaft. Der Ruf des in der Heilkunst so erfahrnen Priors war die Veranlassung, daß der Fürst Wenzel, welcher eben auf wenige Tage sein Gut besucht und an einem Gichtanfalle zu leiden hatte, den guten Bruder Firmian zu sich beschieden ließ. Die verordneten Mittel thaten ihre Wirkung; der Fürst fand Gefallen an dem Manne und schenkte ihm Vertrauen. So geschah es, daß er bei einem ähnlichen Krankheitsanfalle, der ihn zu Wien traf, Bruder Firmian's Beistand erbitten und denselben von Felsberg eiligst nach Wien rufen ließ. Der Verlangte erschien, und sei es, daß er der Krankheit wirklich mit kräftigen Mitteln zu Leibe ging, oder daß das Wunderkind, der Glaube, hier abermals einen Beweis seiner Allgewalt ablegte, oder daß endlich der Zeitpunct, wo Seine Durchlaucht sich krümmen und jammern sollten, ohnedieß seinem Schlusse genaht haben würde — genug, kaum war der barmherzige Bruder im Palaste seines fürstlichen Kranken, so minderten sich schon die Schmerzen des Letztern, so begab sich das Zipperlein auf den allmälichen Rückzug. — Der Fürst konnte bald wieder das Bett verlassen und wenigstens im Zimmer herumgehen, wenn er sich auch noch nicht an die freie Luft wagen durfte.

Schon wollte sich eines Morgens Bruder Firmian

zum letzten Male bei seinem fürstlichen Gönner einfinden, um dann zum Convente zurückzukehren, wo man seiner Ankunft entgegenharrte, als ein wichtiger Besuch bei dem Fürsten den Religiösen im Vorzimmer zum Warten verurtheilte. Bald darauf öffnete sich abermals die Thür des Gemaches und ein Offizier vom Artilleriestabe trat herein. Gleich beim Eintritte fielen dem Barmherzigen die Gesichtszüge des Offiziers gewaltig auf; sie hatten so viele Aehnlichkeit mit jenen seines Bruders, nach welchem er sich bis jetzt vergeblich erkundigt hatte, da es ihm stets als einem Fremden, an den zureichenden Bekanntschaften und Mitteln gefehlt. — Je länger er ihn anblickte, desto mehr drang sich ihm diese Aehnlichkeit auf. Er zieht den Kammerdiener bei Seite, forscht nach den Namen des Offiziers — und findet Bestätigung dessen, was er nur leise zu ahnen gewagt.

Schwer ward es ihm, den Ausbruch des Gefühles zurückzuhalten: doch der Offizier würdigte ihn, wahrscheinlich mit militärischen Planen beschäftigt, nicht eines Blickes, sondern ging nachdenkend, im Hintergrunde des Vorzimmers auf und nieder. Endlich aber konnte Firmian nicht länger an sich halten. Er trat dem Offizier in den Weg und sprach:

„Dürft' ich wohl fragen, Herr Major, ob Sie nicht aus Berlin gebürtig sind?"

Major Schröder (kalt). Das bin ich.

„Und ob Sie nicht Schröder heißen?"

Major Schröder (kurz). So heiß' ich. Beliebt etwas weiter, Herr Frater?

„Sollten Sie nicht einmal einen jüngern Bruder gehabt haben, Wilhelm mit Namen?“

Major Schröder (stutzend). Allerdings! Allerdings! Woher errathen Sie das? Kannten Sie ihn vielleicht? — Wenn Sie etwas von ihm wissen — wenn Sie mir Nachricht von ihm geben könnten!

„Ja, das kann ich! ich oder sonst kein Mensch.“

Major Schröder. Sie oder sonst — wie! wäre es möglich?

„Fritz! Fritz! bin ich dir so ganz unkennbar geworden? — ich, dein Wilhelm — dein Bruder Wilhelm!“

Man denke sich das Erstaunen, die Freude der beiden Brüder. Sie stürzten sich in die Arme, vergessend des Ortes, an dem sie sich befanden, des Fürsten, der ganzen Welt. — Sie umarmten sich mit einem Freudengeschrei, das bald die ganze Umgebung, ja den Fürsten selbst herbeizog. Man denke sich auch des edlen Fürsten Erstaunen über diese Entdeckung. Eine so lange Trennung, so sonderbare Schicksale, ein so außerordentlicher Glückswechsel — alles dieses hatte etwas Ergreifendes, welches selbst auf fremde Gemüther, und nun erst auf den menschenfreundlichen Fürsten einwirken mußte, der die beiden Männer kannte und liebte. Die Geschichte der beiden Brüder drang sogar bis vor die Kaiserin Maria Theresia, die Beide ihres mündlichen Glückwunsches würdigte und ihnen verschiedene Beweise ihrer kaiserlichen Huld gab. — Der Major Schröder wurde endlich bei einem ausgebrochenen Kriege

zum Obersten ernannt. Er zeichnete sich vor dem Feinde so aus, daß er das Marien-Theresienkreuz und mit diesem den Freiherren-Rang erhielt. Im Kriege tapfer und im Frieden für die wissenschaftliche Bildung des, seiner Sorge übergebenen Corps unermüdet beflissen, wuchs mit jedem Tage die Größe und Zahl seiner Verdienste. Er erhielt viele militärische Orden und Auszeichnungen; ward endlich General, dann Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber eines Infanterie-Regimentes. Als Commandanten der Festung Ollmütz, schloß ihm endlich der Tod sein so ruhmwürdiges thatenreiches Leben; die Theilnahme und Achtung seiner Zeitgenossen folgte dem Geschiedenen zum Grabe, und die Nachkommen feiern noch heute dankbar das Andenken eines so tapfern, weisen und menschenfreundlichen Feldherrn.

X.

Michael Nußbaumer,

Bildhauer.

Im November 1832 war in der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien eine von Rom angelangte Gruppe aus Marmor, die Figuren in Menschengröße aufgestellt: „Christus, das Reich des Satans zerstörend," welche auf Befehl Seiner Majestät von einem Zöglinge der Akademie ausgeführt, im Mai 1831 in Rom vollendet und im August 1832 an die k. k. Akademie abgeliefert

worden, um nach dem Befehle Seiner Majestät an einem geeigneten Orte aufgestellt zu werden. Man muß dieses Meisterwerk sehen und wieder sehen, um jenen Eindruck zu empfinden, der sich nicht beschreiben, nur fühlen läßt, der aber selbst mit den Geheimnissen und der Höhe der Kunst unbekannte Gemüther zur Bewunderung hinreißen wird.

Der Schöpfer dieses originellen Werkes verdient alles das Interesse, was die Ansicht seiner Gruppe im Herzen des Beschauenden vielleicht noch übrig gelassen. Er ist ein so schön ermunternder Beweis von der Allmacht der Kunst, der Kraft des Genies, das allein mit den Strahlen der Sonne verglichen werden kann, indem es, wie diese aus Wolken und Nebel, aus den düsteren Hemmungen des Geschickes immerdar siegreich hervortritt und sich mitten durch die Nacht des Lebens die strahlende Bahn bricht. Der Verfertiger dieser Gruppe, Michael Nußbaumer, zu Schönstadt in Kärnthen um das Jahr 1790 geboren, hütete noch im Jahre 1801 die kleine Viehherde seiner Gemeinde und hielt sich für beglückt, als er nach dieser Zeit dem Dienst eines Postillons vier Jahre hindurch vorstehen durfte.

Das Nachstehende aus der Lebensgeschichte eines so merkwürdigen Mannes. — Nußbaumer war der Sohn armer Leute, welche mit kärglichem Taglohn ihr Leben durchbrachten und im Dorfe ein Stübchen inne hatten. Nur zur Winterszeit konnten sie ihren Sohn in die Dorfschule schicken, da er in den drei

andern Jahreszeiten die Schafe zu hüten hatte. Zu allen dem verlor der arme Knabe schon im zwölften Lebensjahre seine Aeltern und fand nur Einen aus seinen Verwandten bereit, ihn als Hirtenjungen zu sich zu nehmen. Unter Noth und Entbehrung fand er bei seiner kleinen Heerde auf den Höhen der Alpen und in der Einsamkeit der Wälder Gelegenheit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, mit einem rohen Taschenmesser Figuren aus Holz zu schnitzen. Indessen wuchs er heran und theilte endlich seinem Verwandten den einzigen Wunsch seines Herzens mit, Bildhauer zu werden. — Dieser ließ ihn aber hart an, ihm bedeutend, er habe das Geld nicht, ihn zu einem Bildhauer in die Lehre zu geben. Alles, was man thun könne, wäre, ihn als Knecht in das Haus des Postmeisters von Oberdrauburg, das von Schönstadt nicht weit entfernt war, in Dienste zu geben. In dem Dienste dieses menschenfreundlichen Mannes, Balthasar Umfahrer (gegenwärtig k. k. Postmeisters in Friesach), fand Nußbaumer Muße, öfter einen alten Bildhauer in seinem neuen Aufenthaltsorte zu besuchen, der ihn lieb gewann und endlich zu sich in die Lehre nahm.

Die Franzosen rissen im Jahre 1809 jenen Theil Kärnthens, in welchem Nußbaumer geboren war und sich aufhielt, von dem österreichischen Besitzthume ab. Nußbaumer, die milde österreichische Herrschaft liebend, schickte sich zur Auswanderung aus seiner gedrückten Heimat an; er entfloh bei Nacht und Nebel zu den guten treuen Tirolern, von da

nach Linz, wo er bei einem Bildhauer Arbeit und Unterkunft fand. Nach drei Monaten trat er in der strengsten Winterkälte (im Jänner 1810) die Reise nach Wien an, wohin ihn sein bisheriger Meister, das Talent des Schülers erkennend, gewiesen hatte, indem er ihm die Akademie der bildenden Künste, als die einzige Eintrittspforte zu einer höheren Kunststufe, mit, das pochende Innere des jungen Mannes bezauberndem Reize schilderte.

Am 21. Jänner 1810 sieht Nußbaumer zum ersten Male die Spitze des Stephansdomes aus dem Horizonte heraufrauchen. Mit süßer Hoffnung erfüllt, trat er in die gastliche Stadt, findet hier einen Verwandten seines alten Meisters in Linz auf, der, gleichfalls Bildhauer, ihn an den Director der Akademie, v. Zauner, empfiehlt. Und so wird nach zweijährigen Vorarbeiten am 1. Mai 1812 dem Michael Nußbaumer der Besuch jener Kunstanstalt gestattet. — Wer beschreibt die Freude des werdenden Künstlers, wer beschreibt die fromme Gierde des Jünglings, in der heiligen Halle der Kunst Befriedigung seiner Sehnsucht und Annäherung zu dem Höchsten zu finden!

Während der Zeit seiner Studien arbeitete Nußbaumer auch unter der Leitung des Directors Klieber. Manche der Steinfiguren, die man auf dem k. k. polytechnischen Institutsgebäude wahrnimmt und andere Zierden öffentlicher Gebäude, wie z. B. der schöne Doppeladler über Danninger's Bronze-

Fabrik auf der Wieden, sind damals unter seinem Meißel entstanden.

Endlich wurden in den Jahren 1819 von der k. k. Akademie Preisaufgaben für Bildhauer gestellt, unter deren Bewerbern auch Nußbaumer auftrat. Bescheiden und anspruchlos stellte er seinen Versuch der öffentlichen Beurtheilung aus; — und einstimmig wurde ihm der erste Preis, in der goldenen Medaille bestehend, zuerkannt. Die schnelle Folge dieses freudigen Ereignisses war, daß Seine Majestät der Kaiser einen so viel versprechenden Künstler Ihres besonderen Schutzes würdigten. Er trat schon am 27. April 1823 als außerordentlicher k. k. Pensionär seine Kunstreise nach Rom an, wo er bis in die Mitte des Jahres 1832, lernend aus der Betrachtung aller der Kunstherrlichkeiten dieser Wunderstadt, seinen Studien mit ganzer Seele lebend, verblieb, und durch Vermittlung der kaiserlichen Botschaft in Rom endlich den ehrenvollen höchsten Auftrag zur Verfertigung der im Eingang erwähnten Gruppe erhielt.

Welche Ermunterung, welcher Trost liegt in dieser Skizze für das Talent, wenn es in drückenden Banden widriger Verhältnisse schmachtet und gegen den Strom düsterer Hindernisse ringt! Muth nur und Zuversicht, ernstes und kräftiges Wollen — es wird, es muß ihm noch tagen!

XI.

Johann Ludwig Heim mit seinen fünf Söhnen.

Aeußerst selten ist der Glücksfall, daß in großen Familien alle Glieder auf dem Wege der Tugend erhalten werden; unter einer größeren Anzahl von Kindern beklagen die Aeltern meistens eines, dessen Charakter, Wandel und Schicksal ihre frommen Hoffnungen täuscht und das, wenn die übrigen auch alle gerathen, schmerzlich ihr liebendes Herz belastet. Wenn nicht selten aus den Palästen der Reichen der einzige Sprosse, für den des Vaters und der Mutter zärtlichste Sorgfalt vielleicht mehr, als billig und heilsam, gethan, als ein Taugenichts und Wüstling hervortritt; wenn aus dem rechtlichsten Kreise eine Tochter der tugendhaften Mutter ganz unähnlich — ein Sohn, im Gegensatze zum besonnenen, thätigen und sparsamen Vater, ein Tollkopf, Nichtsthuer, Spieler und Verschwender geworden; — wie viel seltener sind die ermuthigenden Beispiele, daß aus einer armen, isolirten und großen Familie, wo es fast an allen Bildungsmitteln gebricht, lauter treffliche Menschen hervorgehen, die alle sich unter ihren Zeitgenossen zu einer gewissen Bedeutung emporschwingen und selbst nach ihrem Hinscheiden, als berühmte und gefeierte Männer, noch im dankbaren Andenken der Nachkommen leben. Armer Vater, der du im Schweiße deines Angesichtes von deinem

kärglichen Einkommen die große Zahl der Deinigen kummervoll nährst und dessen Haare vor Sorge über deren Zukunft ergrauen; — armer Jüngling, der du in den schönsten Jahren des Lebens auf deiner wissenschaftlichen Bahn schon den Stachel der Noth fühlen und mit dem nagenden Bedürfnisse kämpfen mußt; dem die Aeltern gern helfen wollten, und die eigene Noth nur desto schwerer fühlen, weil sie's nicht können; — Euch Dürftigen zur Ermunterung, zur Freude; Euch Reichen aber, die Ihr bei aller Sorgfalt in Eurer Erziehung und Bildung so häufig die gerechtesten Hoffnungen täuscht, zur Beschämung und Warnung, preise ich den glücklichsten Vater, der in Dürftigkeit und Entbehrung alle seine Kinder dem Glücke, der Wissenschaft, dem Wohle der Menschheit erzogen!

Johann Ludwig Heim, in Sachsen geboren, ward 1740 reformirter Prediger zu Solz, einem elenden Dorfe in Meiningen'schen. Sein Amt trug ihm etwas über 200 Reichsthaler ein. Diese spärlichen Einkünfte waren den meisten seiner Vorgänger für ihre Person allein nicht hinreichend gewesen; der sparsame, thätige Heim wußte damit eine Gattin und eilf Kinder zu ernähren, wovon sechs — fünf Söhne und eine Tochter — am Leben geblieben. Durch strengen Ernst im Berufe und ein humanes Betragen erwarb er sich Ehrfurcht, Liebe und pünctlichen Gehorsam in seiner Gemeine, auf deren Sittlichkeit und häusliche Glückseligkeit er segenbringend einwirkte; überdieß ward er der Wohl-

thäter Vieler durch seine Kenntnisse in der Arzneikunde und durch glückliche Curen, zu deren Behufe er eine Hausapotheke aus selbst gesammelten und bereiteten Arzneien angelegt hatte. In der Geschichte bewandert, gab er mehre historische Schriften heraus, die von seinem Scharfsinne, seiner Vaterlands- und Wahrheitsliebe zeugen. Diese Verdienste, die, so schätzenswerth sie sind, doch auch Andere mit ihm gemein haben, stellten mehre Biographen in ihren Werken ans Licht (Deutsche Real-Encyklopädie 1827, 5. Band, Seite 157). Mir aber scheint, sein Verdienst als Bildner seiner Kinder, die er selbst unterrichtet; als von Gott gesegneter Vater, der alle seine Söhne, auf den hohen Stufen des Ruhmes und Erdenglückes, erkannt, geliebt und bewundert sah, einer größern Beachtung werth.

Heim befolgte bei der Erziehung seiner Kinder den Grundsatz: „Das Beispiel müsse mehr, als Worte und Lehren zum Guten wirken.“ In der Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, Geduld, Liebe zum Guten und zur Wissenschaft; in den häuslichen Tugenden der Genügsamkeit, der Friedensliebe leuchtete er den Seinen als Leitstern voran. Mit dem einfachsten Erziehungssystem in der Welt wußte er die größte Strenge mit der größten Freiheit zu vereinen. Strenge herrschte in der einzigen Stube, welche zugleich Wohn-, Studir- und Gesindestube war, wo keine Stimme laut werden durfte und fleißig gelesen, geschrieben und studirt werden mußte. Freiheit genossen die Seinen in der freien

Natur, bei ihren häufigen wissenschaftlichen Ausflügen, bei den Ergötzungen des Fisch- und Vogelfanges, der mineralischen, geologischen und botanischen Forschungen. — Mit dem 16. Lebensjahre sandte Heim seine Söhne in das Lyceum nach Meiningen; und von da hörte alle Strenge des Vaters auf; er war nur mehr ihr Vertrauter und innigster Freund. Auch konnte er den Jünglingen schon in so zarten Alter so vieles Vertrauen schenken, daß er weder nach ihrem Betragen und Fortschritten, noch nach ihren Ausgaben und Verbindungen zu forschen brauchte. Sämmtlich bezogen sie als hoffnungsreiche Jünglinge die Akademie. Aus einem kurzen Abrisse kann man sehen, wie aus einem unbekannten Dorfe, aus der kleinen Stube eines dürftigen Predigers, bei unbedeutenden äußeren Mitteln, lauter vortreffliche Menschen mit hellen Köpfen, lauter Männer, welche in ihrem Berufe höchst wohlthätig gewirkt und der Wissenschaft wichtige Dienste geleistet haben, hervorgegangen sind!

I. Johann Ludwig Heim, der älteste Sohn (geboren 1741 zu Solz) wurde Consistorialrath, Vice-Präsident und wirklicher Geheimrath der Herzoglich Meiningen'schen Regierung; er erzog die zwei Söhne des regierenden Herzogs und begleitete sie auf Reisen. Ernst, fast abstoßend in seinem Aeußern, war sein Inneres Jedem, dem es sich aufschloß, freundlich und heiter; sein Kopf war hell, sein Talent originell. Er leistete in der Mineralogie Ausgezeichnetes; trat in diesem Fache als origineller und

wichtiger Schriftsteller auf (Geologische Beschreibung des Thüringer Waldgebirges, 6 Bände, und A.). Gegen alle Menschen wohlgesinnt, überhäuft er auf der Höhe eines einflußreichen Wirkungskreises die Gemeinde seines Geburtsortes mit Wohlthaten, blieb Hunderten Vater, Rathgeber und Helfer. Allgemein betrauert starb er in 79. Jahre seines Alters.

II. Georg Christoph Heim (geboren zu Solz 1743) wurde Adjunct und Prediger in Gumpelstadt, im Meiningen'schen, und schlug, nachdem das ihm Alles geltende Band der Liebe und des Vertrauens zwischen ihm und seiner Gemeinde eingewurzelt war, jeden auch noch so lockenden Antrag zur Beförderung aus. Sein thätiger Geist zog in den Stunden der Muße ihn zur Natur hin; und bald wurde er der eifrigste mineralogische und botanische Sammler, Beobachter, Ordner und Schriftsteller. Man hat von ihm eine Menge schätzbarer Cabinette und Sammlungen, wodurch er sich auch in unserm Vaterlande viele Freunde erworben. Die „compendiose Bibliothek," die „Jena'sche allgemeine Literatur-Zeitung" enthalten viele seiner werthvollen Aufsätze, und das von ihm verfaßte Elementarbuch der Mineralogie ist eines der Besten in diesem Fache. Die meisten Gesellschaften der Künste und Wissenschaften nahmen diesen gemeinnützigen Gelehrten in ihre Mitte auf. Er verschied, von seiner Gemeinde, wie ein Vater, beweint, von der gelehrten Welt als ein sehr nützliches Mitglied betrauert, im 64. Jahre seines Alters.

III. Ernst Ludwig Heim (geboren zu Solz 1747) wurde Doctor der Medicin, Hofrath und Leibarzt der Prinzessin Amalie am Hofe zu Berlin; endlich königl. preußischer geheimer Rath und Ritter des rothen Adler-, des königl. schwedischen Nordstern-Ordens. Er scheute weder Beschwerden, noch Kosten, durch Beobachtungen in Holland, Frankreich und England in die Heilkunst tiefer zu dringen, als seine Collegen. Er schlief nie mehr als fünf Stunden, und wandte alle seine Zeit auf die Erweiterung seiner Kenntnisse. Erst 29 Jahre alt und noch von zart blühendem jugendlichen Aeußeren, erwarb er sich allgemeines Vertrauen unter Hohen und Niedern. Die Armen behandelte er auf das Menschenfreundlichste mit aller Uneigennützigkeit und Aufopferung und wurde dadurch der Wohlthäter vieler Tausenden. Seine Praxis war so ausgebreitet, daß er an manchem Tage über 80 Krankenbesuche zu machen hatte. Er war der Erste, welcher in Berlin die Kuhpocken impfte; sein Ruf stieg mit jedem Jahre. In seinem 81. Jahre genoß er noch die Freude, drei Töchter glücklich verheirathet und einen Sohn, als practischen Arzt, in seiner Nähe zu haben. Religiosität, Seelenheiterkeit, Wärme des Gefühls, besonnene Ruhe in kritischen Momenten, Anspruchlosigkeit, Kinder- und Geschwisterliebe, wahrhaft kindlicher Sinn, die uneigennützigste Liebe einten sich in ihm mit dem treffenden Blick eines vollendeten Arztes. — Er starb 1834 in Berlin, von Allen betrauert, im 84. Lebensjahre.

IV. Friedrich Timotheus Heim (geboren zu Solz 1751) wurde Prediger zu Effelder im Meiningen'schen, nachdem er die Grafen Degenfeld erzogen und sich geachtete Kenntnisse in vielen Wissenschaften, vorzüglich aber in der Botanik, erworben. Aus Liebe zu seiner Pfarrgemeinde schlug er, wie sein Bruder Georg, die vortheilhaftesten Beförderungen aus. Seine Muße widmete er der Baumzucht. Im weiten Umkreise seines Aufenthaltes sprechen herrliche Obstpflanzungen und Anlagen sein Verdienst aus. Den Markt Effelder selbst hat er in einen großen Obstgarten umgestaltet. Zudem besaß Friedrich seltene Kenntnisse in der Arzneikunde, die er, gleich dem Vater, zum Frommen der Armen benützte. Er war als ein edler friedliebender, für alles Gute glühender Mann bekannt, von dem man sagen konnte, daß er, ohne sich je einen Neider oder Feind erweckt zu haben, von Allen geliebt und betrauert im 69. Jahre seines Alters von der Erde geschieden ist. Classisch ist sein Werk: Systematische Classification und Beschreibung der Kirschensorten (Stuttgart 1819)."

V. Der jüngste Sohn endlich des glücklichen, vom Himmel so reich gesegneten Heim studirte gleichfalls die Theologie. Aus Liebe zu seinem alten Vater nahm er keine andere Stelle an, sondern begab sich gleich nach zurückgelegten akademischen Jahren nach Solz, um den Jubelgreis in seinem Berufe mit jeglicher Aufopferung liebend zu unterstützen. Er stand dem Vater bis zum letzten Athemzuge bei, drückte dem Edlen mit tiefem kindlichen

Schmerze die schon halb erblindeten Augen zu und ließ nie von der guten Gemeinde Solz, bei welcher er auch als Nachfolger seines Vater bis zu seinem Lebensende (das, wie ich glaube, erst 1832 erfolgte) anspruchlos und ruhig das Gute gefördert und geübt.

Die Tochter Heims ward eine glückliche Hausfrau und Mutter. — Alle sechs Geschwister blieben sich, bis zum letzten Lebenshauche, mit treuer Liebe ergeben; weder die Verschiedenheit ihres Standes, noch die Entfernung, noch die Ereignisse der Zeit, konnten ein Band trennen, das die einfache und weise Erziehung im stillen väterlichen Hause so enge geknüpft hatte.

Diese guten Menschen sind zwar Alle von uns geschieden, aber ihr Beispiel, ihre Lehren, ihre Thaten werden fortleben im Andenken der Nachkommen. Söhne im Vaterlande! ich wünsche euch weise und ernste Väter, wie Johann Ludwig Heim Einer gewesen; Väter Oesterreichs! Gott gebe Euch Kinder, wie sie jenen würdigen Greis zum blumigen Grabe geleitet. Und glaubt mir, sie können Euch werden — wenns nur euer entschlossener, dauernden, redlicher Wille ist!

XII.

Joseph von Vukassovich,

k. k. österr. Feldmarschall-Lieutenant.

Welche Schmerzen und Sorgen haben wir von der Stunde unserer Geburt bis zu unserer Mündig-

keit, und oft noch weit über diese hinaus dem liebenden Aeltern paare gebracht! Wir waren der immerwährende Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, ihrer bangenden Liebe und der rührendste Beweis unzähliger Aufopferungen. Gewiß, kein Sohn, keine Tochter ist im Stande, die heiße Liebe der Aeltern mit einer vollkommen ebenbürtigen Dankbarkeit zu erwiedern? Dieses auch dem minder guten Menschen angeborne Gefühl, diese unläugbare Wahrheit ist es, welche den Undank gegen Aeltern, als das niedrigste aller Laster, zu verabscheuen zwingt; sie ist es, welche uns entgegen so wohlthätig rührt und uns so innig ergreift, wenn wir in edleren Herzen überwiegendes Streben nach Erfüllung der heiligsten Pflicht, der Dankbarkeit, finden.

„Ehre Vater und Mutter, es wird dir wohl ergehen auf Erden!" Diese göttliche Verheißung hat der wackere Vukassovich an sich selbst zu seinem Glücke und zur ermunternden Lehre für Andre erfahren.

Die Kaiserin Maria Theresia war eine wahrhafte Mutter ihres Volkes. Keine wohlthätige oder wissenschaftliche Anstalt entging ihrer immer wachen, freundlichen Sorge. Sie besuchte unter Andern mehre Male im Jahre die hiesige Akademie, in welcher größtentheils Söhne armer und verdienter Offiziere auf kaiserliche Kosten für den Militärstand erzogen und musterhaft gebildet werden. Mit zärtlicher Theilnahme forschte sie stets nach dem Stande dieser Anstalt, nach den Verhältnissen der Zöglinge und ihrer

Aufführung. „Welcher aus meinen lieben Söhnen," fragte sie einst wieder den Vorsteher der Akademie, „führt sich am Besten auf?" — „„Eure Majestät!"" antwortete dieser, „„Sie sind Alle brav, Alle würdig Höchstihres Schutzes; der junge Vukassovich aber ist der bravste aus Allen."" So pries der Vorsteher, so priesen alle Lehrer den wackeren Jüngling.

„Ich höre das Lob des jungen Menschen nun schon öfter," fuhr die edle Monarchin fort und sah den Dalmatiner, der vor Ihr ehrerbietig und erröthend stand, mit freundlichem Blicke an: „Ich wünsche, Ihn fechten zu sehen; er nehme das Rappier." — So unkriegerisch der Jüngling früher vor der Monarchin gestanden, so majestätisch ward sein Antlitz, so feurig sein blitzendes Augenpaar, stolz und sicher seine Stellung, als er sich zum Kampfe bereitet hatte. Er war des Sieges gewiß und alle Mitschüler senkten, bezwungen von seiner Kraft und Geschicklichkeit, nach vergeblichen Anstrengungen, das Rappier.

Die gute Kaiserin fand an der Gewandtheit und schönen Haltung des Jünglings ein sichtbares Vergnügen. „Nimm hier," sprach sie zu ihm, indem Sie ihm 12 Ducaten übergab, eine Gratisgage, kleiner Soldat, und mache Dir nach so hitzigem Gefechte irgend ein Vergnügen damit." — Der Jüngling sank der gütigen Fürstin zu Füßen; sie aber hieß ihm aufstehen und reichte ihm die Hand zum Kusse.

Nach einer Woche fuhr die Kaiserin wieder vor. Sie ließ sich den jungen Vukassovich wieder vorstel-

len und fragte, „was er sich mit dem Gelde für eine Freude bereitet habe?“ Da ward dieser ganz kleinmüthig und stockte in seiner Rede. „Hast Du das Geld verspielt? — oder worauf ist's verwendet worden?“ sprach die Monarchin etwas finster und rasch. — „„Ich hab es meinem armen Vater gesandt,““ versetzte der Jüngling bescheiden.

„Wer ist dein Vater?“ — „„Er war Lieutenant in Ihrer Majestät Dienste, hat seine Stelle quittirt und lebt nun ohne Pension in Dalmatien sehr kümmerlich. Ich glaubte, der huldvollen Absicht, in welcher jene Gabe gewährt worden, nicht besser entsprechen, von der Gnade Ihrer Majestät keinen bessern Gebrauch machen zu können, als indem ich sie zur Unterstützung meines armen Vaters verwende; denn dieß war die größte Freude, die ich mir damit verschaffen konnte.““

„Du bist ein wackerer Junge;“ sagte die gerührte Kaiserin. „Tinte und Feder her! Setze dich und schreibe!“

Zitternd und klopfenden Herzens that der junge Vukassovich, wie die Monarchin befahl. — Die gnädige Landesmutter dictirte:

„Lieber Vater!

Den Brief, den ich hier schreibe, dictirt mir die Kaiserin. Mein Fleiß, meine Aufführung, und besonders meine kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen Sie, mein Vater! haben der Landesmutter so wohl gefallen, daß Sie, von dieser Stunde an, eine jährliche Pension von 500 Gulden

erhalten werden und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Ducaten bekomme."

Man denke sich die Wonne des guten Vukassovich! Die Schrift an diesem Freudenbriefe war wohl die unsicherste und schlechteste, wie er sie in seinem Leben noch geschrieben, auch war das Papier von seinen Thränen ganz durchnäßt. — Auf diese Art ward Dankbarkeit und kindliche Liebe sogleich belohnt; größer aber war noch der Lohn, welchen die Zukunft brachte. Vukassovich betrat von dieser Stunde an die Bahn seines Glückes; er kam, beim Austritt aus der Akademie, als Offizier zur Armee, stieg rasch von Grad zu Grad uno leistete in den verschiedenen Kriegen, die unter Maria Theresia und ihren Nachfolgern geführt werden mußten, die erheblichsten Dienste. Er starb endlich als Feldmarschall-Lieutenant, bedeckt mit Orden, betrauert von der Armee.

Das Verbrechen straft sich selbst.

Folgende Begebenheit hat sich in der That ereignet und wird aus mehr als Einer sehr verläßlichen Quelle verbürgt. Sie beweiset zu sehr die unbesiegbare Macht des Gewissens, welches dem Gefühle der Sicherheit, der Gewalt — ja, selbst der sonst Alles lindernden Zeit trotzt, als daß ich sie mit Unterdrückung der Furcht, eine schon bekannte Thatsache zu liefern, nicht neuerdings anführen sollte.

Vor längerer Zeit fand sich in einer kleinen Stadt Deutschlands ein Fremder ein, der Handel trieb und sich mit seinem Geschäfte, wie es schien, sehr schnell bereicherte; denn bald bewiesen es die Handelsversuche, welche er wagte, daß er zu den reichsten Einwohnern der Stadt gehöre. Er kaufte auch in kurzer Zeit ein schönes Haus in derselben, ward Bürger und Mitglied des Stadt-Rathes. Dieser Mann war friedliebend, fleißig und häuslich. Niemand war gegen seine Freunde und Bekannte dienstfertiger, Niemand zur Linderung der Noth bereitwilliger, als er. Seine Bescheidenheit und Mäßigung, seine Wohlthätigkeit für Arme und Nothleidende gewannen die Zuneigung aller Bewohner des Städtchens; Vor-

nehme und Niedere wetteiferten, ihm Beweise von Liebe und Achtung zu geben.

So kam es, daß der eingebürgerte Fremde nach dem Tode des Bürgermeisters für die Stelle desselben vorgeschlagen wurde und sie behauptete. Nun hatte er Alles erreicht, was er in seiner Sphäre zu erreichen, vor Kurzem kaum hoffen konnte. Er war reich, war die erste Person in der Stadt, angesehen, beliebt und geschätzt — aber trotz dem Allen sah man ihn doch niemals vergnügt. Die sorgsamste häusliche Pflege konnte von seinem Gesichte eine leichenähnliche Blässe, von seinem Körper eine Magerkeit, die an Abzehrung gränzte, nicht nehmen; wie sich auch Alles zuvorkommend und freundlich an ihn drängte, er wich mit einer ängstlichen Scheu jedem näheren Umgange aus, und so viele Müh' er auch anwenden mochte, Frieden um sich zu verbreiten und Glückliche zu machen — man sah es ihm an, daß ihn selbst der Friede und das Glück für immer feindlich geflohen. Er stand oft in tiefen Gedanken, und wenn man ihn fragte: „Was sinnen Sie denn?" so erschrak er zuweilen, erblaßte, zitterte an allen Gliedern. Stundenlang saß er an einer Stelle, sah dann starr und unverrückt auf einen Fleck, auf ein Stückchen Papier, auf eine Fensterscheibe, auf ein Glas, auf eine Stubendiele hin. Man bemerkte, daß er vorzüglich Fremden auswich, welche in die Stadt kamen und in Gesellschaften gezogen wurden; daß er beim geringsten Geräusch, vor einem rasselnden Baumblatte, zusammenfuhr und in den Nächten

weder Schlaf noch Erquickung fand. Was mochte dem armen Manne wohl fehlen?

Ach, der größte Schatz in der Welt: jener Talisman, der uns, in Elend und Noth, die Hütte zum Palast, einige Krumen Brotes zum Leckerbissen, ein Stück Erde zum weichen Kissen macht — nichts, als ein ruhiges Gewissen hat ihm gefehlt!

Mit unsäglicher Qual verfolgte ihn, wo er ging und stand, die Erinnerung an eine Schreckensthat, die er aus schändlicher Habgier verübt. Denn sein Vermögen hatte er nicht auf rechtlichem Wege, sondern durch den Mord seines reichen Herrn an sich gebracht. Er war Commis eines Juweliers gewesen, den er zur Leipziger Ostermesse ganz allein zu begleiten hatte. Diesen erschoß er auf der Reise an einem abgelegenen Orte, versenkte den Leichnam, an welchen er einen schweren Stein hing, in einem nahen Wassergraben, ergriff dann die Flucht und ließ sich weit genug von dem Orte seines Verbrechens und Allen, die ihn erkennen konnten, entfernt, in diesem Städtchen nieder. Niemand hatte ihn gesehen, kein Verdacht weilte auf ihm, und schwer würde es auch gefallen sein, ihn zu überführen; — es waren nun schon dreißig Jahre darüber verflossen — der Juwelier und sein Diener waren selbst in ihrem früheren Aufenthaltsorte beinahe vergessen — und doch konnte der Mörder seiner Schrecken nicht ledig werden! Eine fürchterliche Angst, die noch immer eben so groß war, wie nach der frisch verübten That, und

vielmehr mit den Jahren zu wachsen schien, zehrte am Mark seines qualvollen Lebens.

Doch die Gerechtigkeit des Himmels ließ sie nicht unentdeckt. Er selbst sollte durch die Allgewalt des Gewissens zum Bekenntniß des verübten Verbrechens gezwungen werden.

Es traf sich, daß in dem Städtchen, in welchem er Bürgermeister war, über einen Mörder das Todesurtheil gefällt werden sollte. Als man diesen vor die Gerichtsschranken führte und es dazu kam, daß der Bürgermeister seinen Spruch abgeben sollte, vermochte er nicht ein Wort über die starre Zunge zu bringen. Er zitterte heftig, Todtenblässe überzog sein Angesicht und convulsivisch zuckten die Nerven in ihm. Endlich sprang er von seinem Sitze auf, stellte sich hin zu dem Mörder und rief: „Nicht ich, o Richter, kann ihn verurtheilen; sprecht nun an ihm und an mir ein gleiches Urtheil aus; denn daß Ihr es wißt: Ich bin ein Mörder, wie dieser hier!"

Die Rathsherren meinten, ein gäher Wahnsinn habe ihn ergriffen. Sie wollten ihn zu sich selbst bringen. Er aber wiederholte seine Aussage, und gab sein Verbrechen mit allen näheren Umständen an. Nun schrieb man nach dem früheren Aufenthaltsorte des Juweliers und zog genaue Erkundigung ein. Bald konnte man an der schrecklichen Wahrheit nicht zweifeln. Der unglückselige Verbrecher erhielt die verdiente Strafe und büßte seine Unthat mit dem Leben.

Dreißig Jahre waren seit dem Augenblick ver-

gangen, in dem er das Verbrechen begangen hatte; dreißig qualvolle Jahre hatte er sich mit seinem Gewissen müde gekämpft; — und mitten im äußerlichen Glücke, unerkannt, verdachtlos, selbst in der Lage, andern Verbrechern das Urtheil zu sprechen, siegt die fürchterliche Gewalt jener inneren Stimme! — Wer hier den Finger Gottes nicht sieht — wen bei solchen Wahrnehmungen nicht der feste Vorsatz erfüllt, sich nie mit drückender Schuld zu belasten, ein reines Gewissen vorzuziehen aller Macht, allem äußern Reize des Lebens — der ist verloren aus den Reihen der Besseren, indem er Wege wandelt, an deren steilen Abhängen die schrecklichsten Schlünde gewissen Verderbens dräuen!

Vergiß des Lehrers Mühen nicht!

Nichts wird leichter vergessen, als das Verdienst des Erziehers und Lehrers. In den untersten, wie in den höheren Ständen, wird diese herbe Gattung des Undankes gleich häufig gefunden. Mit den weggeworfenen Kinderschuhen löschen die Meisten auch die Erinnerung an die endlosen Mühen, an die saure Beschäftigung und bewunderungswürdige Selbstverläugnung ihrer größten Wohlthäter aus. Wo wir ihn daher treffen, den rührenden Zug edler Dankbarkeit gegen Lehrer, schlägt ihm das Herz entgegen, und sogar die loben und bewundern so schöne Gesinnung, in deren Busen der mahnende Wurm sich krümmt, daß sie selbst so erhabener Pflichten vergessen.

Louise, Königin von Preußen, wandelt zwar nicht mehr unter den Lebenden, aber die Erinnerung an ihre zahlreichen Tugenden wird ihr segenreiches Andenken unter den Deutschen nie sterben lassen. Einem so edlen, wahrhaft fürstlichen Gemüthe konnte die Dankbarkeit gegen die Wohlthäter in frühester Jugendzeit, selbst auf der höchsten Stufe irdischer Würde, im Gewühl der Beschäftigungen und eines an den wichtigsten Momenten überreichen Lebens nimmer entschwinden. Der Schreibmeister, welcher

sie als achtjährige Prinzessin zu Darmstadt im Schönschreiben unterrichtet hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um im Winter seines Alters die hochverehrte Schülerin, vom Glanze der Krone und dem höhern: einer glücklichen Mutter, umgeben, vor seinem Lebensende noch einmal zu sehen.

Er kommt in Berlin an, läßt sich der Königin melden und wird mit vieler herzlicher Freude empfangen. Louise unterhält sich einige Stunden mit dem alten Freunde ihrer seligen Kindheit, und auch der König kommt und nimmt mit der ihm eigenen Milde an dem Gespräche Theil. Die Königin fragt den alten Mann endlich: „ob er denn kein Anliegen habe, da sie sich nicht vorstellen könne, daß er ohne alles Interesse eine so weite Reise gemacht?" Dieser aber versichert, daß er bei seinen wenigen Bedürfnissen nichts brauche, sein hinlängliches Auskommen habe, und die Freude und das Glück, seine ehemalige Schülerin gesehen zu haben, durch eine andere Gnadenbezeigung, als durch die erfahrne huldreiche Aufnahme, nicht getrübt sehen möchte. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag, daß er die Merkwürdigkeiten Berlins besehen und dann mit ihnen zur Tafel gehen sollte. Der Greis stand an, die angebotene Auszeichnung anzunehmen, und entschuldigte sich. Aber der König bestand darauf und beruhigte ihn mit den Worten: „daß sie allein sein würden." Der Schreibmeister erschien also und aß mit an des Königs Tafel. Als diese aufgehoben worden, über-

gab ihm die Königin ein goldenes Etui, auf dem sich ihr mit Edelsteinen besetztes Bildniß befand und sprach: „Mein lieber alter Lehrer! nehmen Sie dieses geringe Andenken von Ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, Ihnen noch einmal für alle Ihre Mühe und bewiesene gute Gesinnung danken zu können!" — Der alte Mann, tief gerührt und überrascht, konnte keine Sylbe entgegnen; die Thränen, welche über seine Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch: „Es sei dafür gesorgt, daß er, sobald es ihm beliebe, auf königliche Kosten, mit jener Bequemlichkeit, die sein Alter erfordere, nach Darmstadt zurückreisen könne."

In den einfachen Zügen dieser Skizze liegt so viele Humanität, eine solche Erhabenheit des fürstlichen Charakters, daß dort, wo erst Worte zu seiner Andeutung nöthig erachtet würden, das erkaltete Menschengefühl wohl keines edlen Reizes mehr fähig gedacht werden könnte.

Das Schlechte ist immer des Guten Feind.

Nichts in der Welt ist so sehr den Angriffen der Bosheit und der Verleumdung ausgesetzt, als das eminente Talent. Keiner der berühmten Männer, die sich durch ihre Tugend oder ihre Künste hervorgethan haben, ist unbeneidet und ungekränkt zu Grabe gegangen. An ihrem Nächsten Geist und Verdienst zu entdecken, ist für viele schwache und kraftlose Menschen hinreichend, ihn zu hassen und seinen Leumund zu kränken. „Es gibt nur ein Mittel, dem Tadel der Welt zu entgehen," sagt Jemand treffend, „und dieses ist, unbekannt und ruhmlos zu leben."

Indessen zeigt sich die erhabene Natur des Beleidigten an der Art, wie er die kleinlichen Versuche solcher Schwächlinge, die tief unter ihm stehen, erträgt, bemitleidet, oft kaum einer Aufmerksamkeit würdigt. Mit Bewunderung lese ich folgenden schönen Zug aus des großen Schriftstellers, Diderot, Leben.

Eines Morgens erscheint ein junger Mensch mit einem Manuscripte und bittet den geistreichen Mann, es gefällig zu lesen und seine Bemerkungen an den

Rand zu setzen. Diderot sagt es ihm freundlich zu, und der junge Mann geht. Aber wie erstaunt der berühmte Literat, als er in dem Manuscripte eine bittere Satyre auf seine Person und seine Werke erkennt. Der Verfasser kommt zurück. „Mein Herr!" spricht Diderot sanft, „ich kenne Sie nicht, ich kam nie in die Lage, Sie mir zum Feinde zu machen. Sagen Sie mir, wie es sich fügt, daß Sie ein Pasquill auf mich machen, und mich dadurch noch mehr kränken, indem Sie es mir persönlich zu überreichen vermögen?" — „„Ich habe weder Brot zu leben,"" versetzt der junge Mensch, „„noch einen Namen in der Literatur, um, ohne ein auffallendes Unternehmen, nur einigen Erfolg hoffen zu können. Ich schmeichelte mir damit, Sie würden mir einige Thaler dafür bezahlen, daß ich diese Broschüre ungedruckt ließe."" — „Sie wären nicht der erste Schriftsteller," versetzte Diderot dem Unverschämten voll Mäßigung, „dessen Stillschweigen man mit Vergnügen bezahlte; doch an mir haben Sie sich geirrt. Ich will Ihnen vielmehr einen Fingerzeig geben, der Ihre Absicht besser erfüllen kann. Lassen Sie Ihre Satyre drucken, sie wird Aufsehen machen, vielleicht Beifall finden; denn es gibt Menschen genug, welche daran Vergnügen finden, wenn Pöbelhaftigkeit und Anmaßung die Ehre des Nächsten begeifern. Noch Eins! der Graf v. O* ist mein Feind; eignen Sie ihm diese Satyre zu und bringen Sie ihm davon ein Exemplar in sein Hotel! Gewiß, er wird Sie unterstützen." — „„Aber ich kenne den Grafen nicht,""

versetzte der junge Mensch, durch so viele Güte beinah' außer Fassung gebracht, „„wie soll ich die Zueignung verfassen?““ — „Platz genommen, junger Herr!“ versetzte Diderot, „ich mache Sie Ihnen.“

Diderot schrieb die Zueignung; der junge Mensch drückt seiner Herzlosigkeit den Stempel auf, indem er sie annimmt; er bringt Sie dem Feinde des Dichters und erhält fünf und zwanzig Louisd'ors zur Belohnung. Als ihm der beleidigte Diderot begegegnet, theilt er ihm sein Glück mit; und lächelnd räth ihm der Edle, sich für die Zukunft mit keiner solchen erniedrigenden Arbeit mehr zu befassen.

Worüber dürfte man mehr erstaunen, über die Erhabenheit Diderot's oder die Kühnheit des Jünglings? Wenn aber gleich Diderot's Leib in Staub zerfallen, so ist doch sein Ernst und seine Mäßigung nicht für immer verloren. Auch unsere Zeit zählt noch Männer von Verdienst und Talenten. Eitle Knaben, Dümmlinge und neidische Schwächlinge wagen sich — wie sonst, so auch jetzt, nicht selten an das Edelste mit eiserner Stirne, sprechen rund und kurz ab, träumen oft, solcher Gestalt einen Theil jenes Ansehens und jener Achtung zu stehlen, die dem Manne von Geist und höherer Kraft von der besseren Menschheit immer gezollt werden wird. Aber sie irren; denn es ist der erste Erfahrungssatz, welchen Menschenkenntniß gewinnen läßt, daß Männer in dem Grade bescheidener, empfänglicher

für fremdes Verdienst und fremde Tugend, vorsichtiger und zarter in der Beurtheilung anderer Leistungen werden, je mehr ihr eigener Werth sich vervollkommnet hat, und je näher sie dem Ideale eines wahrhaft edlen und nützlichen Bürgers gekommen sind.

Schutz dem Talente.

In dem Haushalte Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen, herrschte von jeher eine außerordentliche Regelmäßigkeit. Vor seiner Thronbesteigung führte er in Person die Aufsicht über sein Hauswesen und seine Besitzungen. Diesen ordnungsliebenden und haushälterischen Sinn verschrie hier und da eine Stimme als Geiz — solche Stimmen, welche die Tugenden Jener, auf deren Haupt eine Krone lastet, gern in Fehler gestalten. Dagegen gab Philipp reichlich den öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten und verwendete große Summen zur Unterstützung der Kunst und des Talentes. — Der Kanzellist eines seiner Haushofmeister hatte längere Zeit seine Pflicht vernachlässigt, um Gedichte zu verfassen. Eben sollte ihm sein Abschied ertheilt werden, als Ludwig Philipp die Sache erfuhr. Er ließ den Säumigen vor sich kommen und redete ihn so an: „Junger Mann! ich habe gehört, daß Sie Ihre Dienstpflicht vernachlässigen. Sie haben drei tausend Francs Gehalt im Jahre, und Mutter und Schwester zu ernähren. Verlassen Sie die Kanzlei und pflegen Sie die Poesie. Zwei Jahre hindurch setze ich Ihnen die Summe von 5000 Franken aus. Wenn sie nach Ablauf der-

selben ein gutes Gedicht, das der Kunst Ehre macht, zu Stande gebracht und den Beifall der Kenner gewonnen haben, so kommen Sie zu mir, und ich werde Sie in meinen weiteren Schutz nehmen. Wenn nicht, so verlassen Sie für immer die Dichtkunst und ergreifen Sie wieder die Feder als Schreiber!" — In weniger als zwei Jahren hatte der junge Mann ein Schauspiel vollendet, das auf dem Theater Français zur Aufführung kam und großen Beifall erhielt. Er brachte es Ludwig Philipp, der es billigte, und dem Verfasser freudig seinen ferneren Schutz verhieß. Jetzt gehört dieser zu den vorzüglichsten Dichtern Frankreichs — sein Name ist Dumas.

Der Sylvester-Abend.

Ganz eigene Gefühle durchzittern am letzten Tage des Jahres das Herz jedes denkenden und guten Menschen. Das Ringen des scheidenden Jahres mit der düstern Ankunft des Neuen mahnt ihn an die Kämpfe, die er selbst durchgekämpft; er stellt sich alles das Gute, welches er selbst vollbracht, oder was für ihn vollbracht worden, wie alle die widrigen Ereignisse, welche ihn ein langes Jahr hindurch im steten Wechsel getroffen, noch einmal vor Augen. Welcher Geschickswandel! welche Masse von unerwarteten Ereignissen! welche neue Erfahrungen in dem Raume eines einzigen Jahres! Die ganze durchlebte Vergangenheit taucht in solchem Augenblick dem denkenden Menschen im Halbdunkel auf, und darüber schweift sein ängstlicher Blick in die Zukunft hinaus — hoffend, fürchtend für das, was im nächsten Zeitabschnitte dem Einzelnen, wie dem Gesammtgeschlechte, von der ewigen Vorsicht beschieden. Den guten und frommen Menschen führt sein düsteres Nachdenken endlich zur ruhigen Freude; er sieht, je länger er die Ereignisse prüft, in Allem die Hand des Ewigen, die doch nur Segen bringen kann; sein nasser Blick richtet sich dankend zu den lichten Ster-

Sternen empor und er verabschiedet das scheidende Jahr mit ernsten Vorsätzen, treu zu verharren im Guten, festzustehen in der Zeit der Versuchung und Prüfung, in Allem auf Gottes unendliche Güte harrend und vertrauend.

Die fromme Tochter des Reichsgrafen von Medem, Dorothea von Curland, schrieb in der Mitternachtsstunde des neuen Jahrs an ihre Schwester, welche sie innig liebte, folgenden Brief: „Es ist Mitternacht! aber zu dir, meine Elise, muß ich noch sprechen, ehe ich mich zur Ruhe lege. Im Kreise meiner hiesigen Freunde feierte ich die Scheidestunde des Jahres, so wie wir es im väterlichen Hause gewohnt waren. Meine ganze Seele war zur Andacht gestimmt. Sie erhob sich mit der Freudigkeit seliger Hoffnungen zu Gott, und eine sanfte stärkende Heiterkeit kam von oben auf mich herab. Als die Mitternachtsstunde schlug, begrüßten wir das neue Jahr mit Anstoßung unserer Gläser. „Heil und Segen über die ganze Menschheit!" rief ich aus, „Wohlwollen und Liebe verbinde die Menschen untereinander!" das war mein zweiter Wunsch. Du, gute, liebevolle Elise, du schwebtest mir vor. — Gern hätte ich deinen Namen genannt; aber so ganz, wie ich dich kenne, kannte Keiner dich im Kreise. Ich ging also mit meinem Glase in den einsamen Winkel eines Fensters, blickte zum gestirnten Himmel hinauf, nannte still im Herzen vor Gott deinen Namen, trank auf dein Wohl; dann nannte ich auch die Namen meiner Freunde im

Vaterlande, sandte ein stilles Gebet zu dem liebenden Vater der Menschen und kehrte recht heiter und gestärkt zur Gesellschaft zurück. Ich sehne mich nach dir! — Nun, Gott wird uns schon wieder in einem friedlichen Orte zusammenführen, und dir und mir dazu Gesundheit verleihen!"

Und solche treue Wünsche wollen auch wir Allen unsern Freunden und Feinden in dem Momente des scheidenden Jahres zusenden; jeder Haß verstumme für ewig; die Liebe entzünde unsere Herzen! — Laßt uns, mit Schiller, die ganze Menschheit im Geiste umarmen!

Inhalt.

Seite

Auf ungerechtem Gute lastet Fluch 3
Und ich baue auf Gott 11
Was heute sein kann, lasse nicht für Morgen . . . 19
So gewinnt man das Glück durch eigene Kraft . . 25
Das Verbrechen straft sich selbst 91
Vergiß des Lehrers Mühen nicht! 96
Das Schlechte ist immer des Guten Feind 99
Schutz dem Talente 103
Der Sylvester-Abend 105